Reichs-Elternwarte

Die Brücke zwischen Schule und Elternhaus

Herausgeber: Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Heft 7 1941

Erscheint vierzehntäglich

★

Postort Berlin

Heftpreis

25

Rpfg.

Darf ich mit, Mutti?

Aufnahme:
Bildarchiv des
Reichsnährstandes

Ein Wort, liebe Leserin!

Wir antworten auf Kinderfragen!

»Warum – warum – warum?« Diese Frage deines Kindes hörst du am Tage vielmals. Oft weißt du keine Antwort darauf, meist hast du auch keine Zeit, diese vielen Fragen zu beantworten. Solange das Kind klein ist, wirst du es vertrösten können, ist es aber größer geworden, werden die Fragen ernster. Darfst du dem Kinde da so oft antworten: »Ich weiß es nicht«? Soll die Wißbegier im Kinde erstickt werden? Das darf nicht sein! Die »Reichs=Elternwarte« hilft dir. Gib deinen Kindern die Seiten zu lesen, wo »Kinder fragen – Eltern antworten«. Sammle die Hefte, damit du im entsprechenden Augenblick nur einen Blick in die »Reichs=Elternwarte« werfen kannst, um die Fragen deines Kindes »Warum – warum – warum?« beantworten zu können.

Noch ein Wort, liebe Leserin!

Wir beschäftigen die Kinder!

Du hast wenig Zeit für deine Kinder, kannst dich zu wenig mit ihnen beschäftigen, kannst nur selten mit ihnen spielen. Was sollen die Kleinen mit sich allein anfangen? Die »Reichs=Elternwarte« hilft dir. Gib deinen Kindern die Anregungen »Wir beschäftigen die Kinder« zu lesen, sporne sie an, sich die Spiele anzufertigen, die die »Reichs=Elternwarte« in Wort und Bild zeigt. Du hast dann die Gewähr, daß auch diese Stunden nicht nutzlos vertan werden, daß sich die Kinder ganz unmerklich bilden. Die Anregungen der »Reichs=Elternwarte« verfolgen stets den Zweck, die Kinder spielend zu unterrichten.

Und noch ein Wort, liebe Leserin!

Wir helfen bei der Schularbeit!

Du weißt, daß die Schule nicht überall den gewohnten Unterricht durchführen kann. Heute mußt du den Kindern helfen, damit sie nicht zurückbleiben. Kannst du das? Kannst du auch heute noch Schritt halten mit den Aufgaben der Schule? Die »Reichs=Elternwarte« hilft dir. Gib deinen Kindern die Aufsätze zum Thema »Hilfe bei der Schularbeit« zu lesen, dann wirst du bald merken, daß dir hier ein wertvoller Helfer zur Seite steht. Lasse die Kinder die Übungen wiederholen, die die »Reichs=Elternwarte« aufgibt, dann werden sie Schritt halten mit der Schule.

So ist die „Reichs=Elternwarte" dir gerade heute ein unentbehrlicher Helfer und Freund in allen Fragen der Erziehung. Und wenn du dann noch eine Frage hast, die dir Sorge bereitet, dann wende dich an die „Pädagogische Sprechstunde" der „Reichs=Elternwarte", die dir gern kostenlos gegen Rückporto Antwort gibt.

Die „Reichs=Elternwarte" hält dir die Treue – halte sie auch ihr!

Reichs-Elternwarte

Herausgeber: Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Heft 7 1941

Inhalts-Übersicht

Jugend - ahoi!
Schiffsmodellbau -
ein neues Schulfach
Von Hans Eltgen
Seite 124

*

Einkehr
Erzählung von Joh. Otto
Seite 128

*

Deutsche Heilpflanzen
Seite 130

*

Jugend sucht das Wagnis
Von Franz Baumeister
Seite 132

*

Das Horoskop
Von Annemarie Hering
Seite 134

*

Hochzeit! Hochzeit!
Erzählung von Arnold Ulitz
Seite 137

*

Kinderwarte

Die Wünschelrute

Der Zauberer Lulo und
seine Gesellen

Der böse Peter und die Hexe

Neue Preisaufgabe

*

Wir helfen bei der Schularbeit

Die Zinsrechnung
Von Willi Kranz
Seite 126

*

Aufnahme: A. Plösser

Jugend — ahoi!

Das Spiel des Kindes

Schiffsmodellbau - ein neues Schulfach

Von Hans Eltgen

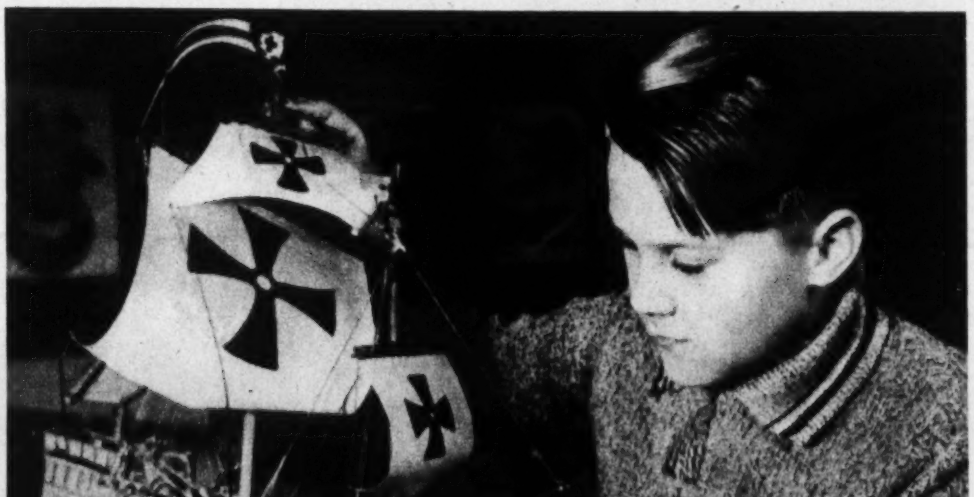
Aufnahmen: Der Verfasser

Wasser — Flüsse, Seen, Ströme haben von jeher die Gedanken der Menschen angezogen, ja angelockt und beschäftigt. Schon der jüngste Dreikäsehoch läßt sein Schiffchen — kleine Holzstücke oder selbstgefaltete Papiergondeln — fahren, wenn der Regen die Voraussetzung dazu in der Straßenrinne beschert. Und die Größeren in allen stromnahen Dörfern und Städten wissen, daß es kaum so etwas Herrliches gibt, als einen lichten Sommertag am Ufer zu verleben. Jeder Alltag bleibt weit zurück, wenn sie dort nur vom Badeanzug bekleidet sich in der Sonne bräunen lassen, aber das Wasser ist es, das wie glitzerndes Silber daliegt, das alle in seinen Bann zieht. Man watet am Ufer, sucht Muscheln, wirft Steine und bekommt Lust, mit den Fischen um die Wette zu schwimmen. Und dann ruht man — wie lange wohl? — im Schatten einer Weide und sieht die Dampfer und Schleppzüge, Flöße und Motorboote flußauf und stromab fahren und kann ihnen nachsinnen. Der Besitz eines eigenen Faltbootes oder die Mitfahrt im Paddelboot eines Freundes gehört da zu den erlesensten Genüssen. Die ganz Bevorzugten aber haben das Glück, auf einer Ferienreise oder Ferienfahrt einmal einen deutschen Außenhafen zu besuchen.

Da ist Hamburg — die Traumstadt jedes rechten Jungenherzens. Immer schon war es die Sehnsucht der echten Jungen, sich von Hamburg aus die Welt anzusehen und drüben, überm großen Teich, Lederstrumpf zu spielen.

Ein solcher Hafen ist eben Deutschlands Tor zur Welt, das spürt jeder Binnenländer, der einmal am Kai eines deutschen Seehafens steht. Hier weht Abenteurerluft, hier erfaßt uns die Weite des Meeres, hier träumt man von fernen fremden Ländern und erfrischenden Seereisen, von Delphinen und Haifischen, Palmen und Korallenriffen, von Perlenfischern, Wolkenkratzern und der großen weiten Welt.

Bei diesen Träumen blieb es denn meistens — —, und wenn so ein Junge auch mit noch so heißem Herzen einen Seemannsberuf erstrebte, Deutschlands Handels- und Kriegsmarine konnten bisher nur ganz wenig Nachwuchs einstellen. Trotz unserer günstigen Lage zum Meere hatte nämlich das Diktat von Versailles den deutschen Schiffsbestand auf ein beschämendes Mindestmaß herabgesetzt und den deutschen Schiffsbau in einer unglaublichen Bevormundung beschränkt.



Der Traum des Knaben

Nun aber, da die Fesseln gesprengt sind, wird Deutschland in Bälde eine seiner Weltgeltung entsprechende Handels- und Kriegsmarine aufbauen und sich die bis heute vorenthaltene Seegeltung verschaffen.

Schneller als wir es annehmen, wird der Zeitpunkt gekommen sein, das in großem Umfang die besten und geeignetsten deutschen Jungen seemännischen Berufen sich zuwenden, ja zuwenden müssen, wenn das Werk des Führers, das wir Großdeutschland nennen, zur Vollendung kommen soll.

Da heißt es schon jetzt Vorsorge treffen und in der deutschen Jugend eine seelische Bereitschaft zu wecken, damit sie diese Aufgabe, die für unser ganzes Volk so ungemein wichtig sein wird, zu lösen vermag.

Um hier gründliche Vorarbeit zu leisten, hat der NS.-Lehrerbund gemeinsam mit dem Oberbefehlshaber der Kriegsmarine einen Plan erdacht, der die gesamte deutsche Jugend zunächst gedanklich auf die gewaltigen Aufgaben hinlenken soll, die auf dem Weltmeer für Deutschland warten.

In allen deutschen Schulen wird Schiffsmodellbau als Unterrichtsfach eingeführt.

Da sind zunächst die Bastler.

Vom Einbaum angefangen über Oseberg-schiff, über Wikinger- und Hanseschiffe bis zum modernsten Typ der heutigen Handels- und Kriegsschiffe werden sie die Entwicklungsstufen der Schiffahrt, seit Menschen sich mit Schiffsbau beschäftigen, darstellend erarbeiten. Die Beschäftigung mit dem Schiffsbau vermittelt nun allen diesen Bastlern sozusagen spielend die Kenntnis der Schiffsformen und -teile und gleichzeitig die zugehörigen Bezeichnungen in der Seemannssprache, die dem Binnenländer zumeist unbekannt sind. Wer von den Landratten — wie der Seemann die Binnenländer nennt — kann denn eine Brigg von einer Bark oder einem Rah-Segler unterscheiden, wer weiß was Spieren, Tophöhe, Bugspriet oder Gaffelklauen sind? Die kleinen Modellbauer wissen in diesen Dingen gar schnell Bescheid, gewöhnen sich an den Umgang mit den seemännischen Ausdrücken, was später einmal wertvoll sein kann.

Auch die Zeichner arbeiten für den Wettbewerb. Sie entwerfen wirksame Werbeplakate für die Seefahrt, malen sie bunt aus und beschriften sie. Manche von ihnen zeichnen Karten der Seefahrtswege und zeigen graphisch und statistisch auf, was Schiffe an Rohstoffen aus Uebersee nach Deutschland hereinholen, oder welche Fertigfabrikate wir per Schiff nach draußen bringen.

Andere Jungen und Mädel werden einen guten Aufsatz schreiben und so ihre Gedanken und Ueberlegungen zum Thema niederlegen. Jeder wählt die Art der Darstellung, die er eben am besten beherrscht.

Es ist dafür gesorgt, daß der Modellbau kein reiner Bastlerwettbewerb ist, bei dem vielleicht nur das handwerkliche Können zutage treten und Beachtung finden soll, sondern es ist unbedingt beabsichtigt, daß ernste Gedankenarbeit jeder Ausführung eines einzelnen, einer Arbeitsgruppe oder Schulgemeinschaft vorausgeht.

Mit Rat und Tat und einem ganz besonderen Einsatz steht die Schule hinter dem Wettbewerb, übernimmt sie doch die Anregungen, die er zeitigt, um anschließend in besonderem Unterrichtsfach — Schiffsmodellbau — die aufgeworfenen Probleme herauszustellen und zu klären.

Der Wunsch der Jungen

Was wird da nicht alles in der engen Schulstube beim Arbeiten und Beschauen der Schiffsmodelle für die Buben und Mädel lebendig!

Ferne Zeiten und fremde Lebensbahnen leben auf und mit ihnen eine neue Welt voller Fragen und Rätsel. Die Phantasie entführt all die großen und kleinen Modellbauer in die Geheimnisse des Weltmeeres, die farbenfreudigen, duftigen Tropennächte, die Sage vom Klabautermann und dem fliegenden Holländer, die kraftstrotzenden Fahrten der Phönizier, Wikinger, Hanseaten, Portugiesen und Spanier, die Piraten Klaus Störtebeker, Calmare Nickels werden lebendig, die verwegenen Seefahrten unseres Grafen Luckner und anderer Seehelden, die gewaltigen Schlachten seefahrender Völker, die ruhmreichen Taten unserer Flotte am Skagerrak und ganz besonders das unvergeßliche Heldenlied unserer jungen Kriegsmarine in Narvik.

Aber auch die Gefährlichkeit und die Schrecken des Meeres mit ihren Stürmen und rollenden Wogen steigen in der ganzen Not vor ihr geistiges Auge und lösen die verdiente Achtung vor den Leistungen, dem unbezwinglichen Mut und den starken Herzen unserer Seefahrer aus.

Und eines Tages wird für Hunderttausende deutscher Jungen dem Traum der Knabenzeit beglückende Wirklichkeit folgen und langgehegte Sehnsucht Erfüllung finden. Wenn die Stunde ruft, werden aus allen deutschen Gauen junge Männer zu unsern Küsten eilen und nach ihrer Ausbildung auf Schulschiffen und Seefahrtsschulen unter dem Hakenkreuzbanner die See befahren und die Wunder der Welt schauen. Sei es nun auf einem stolzen Kriegsschiff oder einem U-Boot, auf einem Handelsdampfer, einem Küstenschiff oder einem Ozeanriesen, das ist ganz gleich — überall aber in der Welt werden sie von deutschem Wesen und von deutscher Arbeit Zeugnis ablegen.

Der Lohn für viele Mühe

Wir helfen bei der Schularbeit

Die Zinsrechnung (Zweiter Teil) / Von Lehrer Willy Kranz

Bevor wir mit unserer Arbeit beginnen, wollen wir richtigstellen, was uns der Druckfehlerteufel verdorben hat. In Nr. 4 unserer Rechenstunde beim Abschnitt „Teilen" (S. 66) hat er uns folgenden Streich gespielt, den ihr, Jungen und Mädel, hoffentlich entdeckt habt:

Aufgabe: 0,5383 : 7.

Ausrechnung:

```
Falsch!                    Richtig!
0,5383 : 7 = 0,769         0,5383 : 7 = 0,0769
 49                         0
 --                         -
  48                        53
  42                        49
  --                        --
   63                        48
   63                        42
   --                        --
    0                         63
                              63
                              --
                               0
```

Nehmen wir nur einmal das Ergebnis bis zur ersten Dezimalstelle und überschätzen es, so merken wir sofort die Unmöglichkeit — denn 0,7 ist größer als 0,5. Und wenn wir teilen, so muß doch auf jeden Fall weniger herauskommen als mehr! Wir lernen aber an Fehlern! Darum sind wir diesem Druckfehler nicht gar so böse; zeigt er uns doch noch einmal recht drastisch, wie wichtig es ist, das Komma richtig zu setzen und welche Folgen es hat, wenn eine Null zuviel oder zuwenig gesetzt wird! — Ließ hier der Druckfehlerteufel eine Null weg, so brachte er in unserer Rechenstunde in Nr. 5 eine mehr, wo sie nicht hingehörte! Allerdings in einem andern Sinne: Das Prozentzeichen vertauschte er mit dem Promillezeichen! Auf S. 89 ziemlich zum Schluß (Achtung! Prozent!) muß es natürlich heißen: 70% von 8000 RM! Ich hoffe auch in diesem Falle sehr, daß ihr helle genug wart, das Richtige für das Falsche zu setzen! —

Wir sagten in der vorigen Rechenstunde, daß wir in der Zinsrechnung 4 Grundaufgaben unterscheiden: Berechnung von Zinsen, Zinsfuß, Kapital und Zeit! Beginnen wir mit der Berechnung der Zinsen. Wir wollen hierbei vier Abschnitte beachten: 1. Einjährige Zinsen. 2. Mehrjährige Zinsen. 3. Zinsen für Monate. 4. Zinsen für Tage. —

Zu 1.

Einjährige Zinsen.

Da hier die Zeit rechnerisch außer Betracht bleibt — einjährige Zinsen — liegt der Berechnung die allgemeine Prozentrechnung zugrunde. Aufgabe: Wieviel Zinsen bringen 250 RM Kapital zu 4% in einem Jahre?

Hauptlösung. (Ausgehen von 1%!)

Ein Prozent = 0,01 = $^1/_{100}$ des Grundwertes (Grundwert = 100%!). Also ist 1% von 250 RM = 2,50 RM. 4% = 4mal 2,50 RM = 10,— RM. Ergebnis: 10,— RM Zinsen! — Zur Wiederholung: Wie teilen wir durch 10, 100, 1000 usw.? Wir rücken das Komma um so viel Stellen nach links, als der dezimale Teiler Nullen hat. (Hinter jeder ganzen Zahl ohne Komma denken wir uns das Komma am Ende der Zahl!) Bei „Prozent" ist der Teiler immer 100. Wir streichen beim Teilen durch 100 also von rechts nach links zwei Stellen durch ein Komma ab und erhalten $^1/_{100}$ = 0,01 = 1 Prozent vom Grundwert. —

2. Lösung. (Ausgehen vom Kapital.)

250 sind 2½ Hundert (2,50 Hundert) oder das 2½fache vom Hundert. Wenn 1 Hundert 4 RM Zinsen bringen, dann 2½ Hundert = 2½mal 4 RM = 10,— RM Zinsen. —

3. Lösung. (Ausgehen vom Zinsfuß als Bruchteil vom Grundwert, falls möglich.)

4% = $^1/_{25}$ vom Hundert (also auch vom Grundwert). $^1/_{25}$ von 250,— RM = 10,— RM Zinsen. —

4. Lösung. (Ausgehen vom Kapital. Mit Ansatz!)

Ansatz: 100 RM br. 4 RM Zs.
250 „ „ ? „ „

Bruchsatz: $\frac{\overset{5}{\cancel{250}} \cdot \overset{2}{\cancel{4}}}{\underset{2}{\cancel{100}}}$ 10,— RM Zinsen.

5. Lösung. (Auch vom Kapital ausgehend.)

4% = 0,04. Also: 250mal 0,04 = 10,— RM Zinsen! (Nachrechnen!) —

Als 6. Lösung (bei mehrjährigen Zinsen) bedient man sich noch der Zinsformel (Banken, Sparkassen!) mit Zinsteiler, womit wir in der Volksschule aber unser Gemüt nicht beschweren wollen. Von den 5 Lösungen ist die Hauptlösung die einfachste, indem wir von 1% ausgehen. Rechnen wir damit einmal folgende Aufgabe: Wieviel sind 3⅓% Zinsen von 1950 RM Kapital? Ausrechnung: 1% = 19,50 RM; 3⅓% = 3⅓ mal 19½ ($\frac{10 \cdot 39}{3 \cdot 3}$ gekürzt durch 3 und 2 = $\frac{5 \cdot 13}{1 \cdot 1}$ = 65) = 65 RM Zinsen. Hier können wir außerdem den Prozent-Bruchsatz 3⅓% = $^1/_{30}$ vom Grundwert anwenden: 1950 RM : 30 = 65 RM. Das geht wohl am schnellsten. Wenn aber die Zinsfüße keinen ganzen Teil vom Hundert bilden (3%, 3½%, 3¾%, 4½%, 6% usw.), so ist die beste Rechnung eben die „Hauptlösung". Noch ein paar Aufgaben, die uns das ganz deutlich zeigen: 348 RM zu 4½%! Lösung: 3,48 · 4,5; oder: 75 RM zu 2¼% = 0,75 · 2,25; oder: 156,15 RM zu 3% = 1,5615 · 3 (zum Schluß abrunden auf 2 Stellen!). Rechnet die Aufgaben aus. Wir haben ja in Nr. 3 und 4 der „Reichs-Elternwarte" die Dezimalbruchrechnung gründlich besprochen. Da brauche ich wohl nicht zu helfen! Sonst lest gut nach und befestigt, was „lose ist"! — Unser Prozent-„Einmaleins" (siehe vorige „Reichs-Elternwarte"!) — also die Prozent-Bruchsätze — läßt sich in der Zinsrechnung nicht so häufig anwenden wie in der allgemeinen Prozentrechnung! Die Zinsfüße sind nach oben begrenzt. 6% ist heute schon ein hoher Prozentsatz Zinsen! Er kommt bei älteren Hypotheken noch häufiger vor. Vor dem Weltkriege lagen die Zinsfüße zwischen 3 bis 5%, nach dem Weltkriege bis 15% und darüber! Bei den Griechen und Römern lag der Zinsfuß zwischen 10 bis 48%. In Mitteleuropa waren bis ins Mittelalter hinein 15% gang und gäbe. Ein hoher Zinsfuß ist immer ein Zeichen ungesunder Wirtschaft, die in schwerer Kriegs- und Landesnot ihre Ursache haben kann. Auf jeden Fall ist bei hohem Zinsfuß das Geld sehr knapp! Merken wir uns außerdem: Langfristig ausgeliehenes Geld ist „billiger" als kurzfristiges (sogenanntes Tagesgeld). Warum? — Wir wollen jetzt diesen Abschnitt verlassen und wenden uns dem nächsten zu. Die Auflösung der Aufgaben aus der vorigen Rechenstunde kann ich mir nach

allem hier Gesagten wohl sparen, denke ich. Denn Schwierigkeiten waren nicht dabei. —

Zu 2.

Mehrjährige Zinsen.

Vervielfacht man die einjährigen Zinsen mit der Anzahl Jahre, so erhält man die mehrjährigen Zinsen.

Aufgabe: 828 RM zu 3½% in 5 Jahren?

Ausrechnung: (Hauptlösung)

1%	in 1 J. ergibt	. . . .	8,28 RM Zs.
½%	„ 1 „ „	. . . .	4,14 „ „
3½%	„ 1 „ ergeben	. . . .	28,98 „ „
3½%	„ 5 „ „	5 mal 28,98 RM =	**144,90** „ „

Wir können nun natürlich auch wieder die andern vorhin gezeigten Lösungsformen anwenden. Das Ausgehen aber von 1% ist und bleibt die Hauptlösung, es sei denn, daß ein Zinsfuß einen ganzen Teil vom Hundert — einen Prozent-Bruchsatz — darstellt und einen besseren Rechenvorteil verspricht. Es wird sich aber nur um wenige Prozent-Bruchsätze handeln können, da in der Zinsrechnung doch nur mit kleineren Prozentsätzen als in der allgemeinen Prozentrechnung gerechnet wird. Man kann sie an zehn Fingern abzählen:

Vom Grundwert sind:

¼% = 1/400; ½% = 1/200; 1% = 1/100; 2% = 1/50; 2½% = 1/40;
4% = 1/25; 5% = 1/20; 6¼% = 1/16; 6⅔% = 1/15.

Denn unsere Zinsfüße liegen um 4 bis 5% herum. Was darüber ist, ist meistens der A m o r t i s a t i o n s s a t z. Amortisation heißt Tilgung. Eine Amortisationshypothek ist eine sich selbst tötende, also zur Tilgung, zum Verschwinden bringende Hypothek. Im scheinbaren Zinsfuß von 6% können 1 bis 2% Amortisation enthalten sein, so daß der nackte Zinsfuß demnach 4 oder 5% beträgt. Wir kommen auf Aufgaben dieser Art an anderer Stelle noch zurück. —

Zu 3.

Zinsen für Monate.

Wir schließen von den Jahreszinsen über die einmonatigen auf die mehrmonatigen Zinsen. Also: Schluß von der Mehrheit über die Einheit auf die Mehrheit! Dabei bedienen wir uns, wenn möglich, einiger Rechenvorteile. 2 Monate = 1/6 Jahr; 3 Mon. = ¼ J.; 4 Mon. = ⅓ J.; 6 Mon. = ½ J.; 8 Mon. = ⅔ J.; 9 Mon. = ¾ J. Bei Aufgaben, die zur Zinsberechnung Monatszahlen, wie die eben aufgeführten, haben, wird man sich natürlich der Jahres-Bruchzahlen bedienen.

Aufgabe: 4½% von 800 RM in 6 Monaten?

Ausrechnung:

1%	von 800 RM	in 1	Jahr	ergibt	8 RM	Zinsen
½%	„ 800 „	„ 1	„	„	4 „	„
4½%	„ 800 „	„ 1	„	ergeben	36 „	„
4½%	„ 800 „	„ ½	„	„	18 „	„

Bei dieser Aufgabe läßt sich der Rechenvorteil nicht anwenden: 3% von 396 RM in 7 Monaten?

Ausrechnung:	1% in 12 Monaten	=	3,96 RM Zinsen
	3% in 12 Monaten	=	11,88 RM Zinsen
	3% in 1 Monat	=	0,99 RM Zinsen
	3% in 7 Monaten	=	6,93 RM Zinsen.

Wer nun diese Aufgabe am Bruchstrich rechnen kann und will, mag das tun. Die Erfahrung hat gelehrt, daß von allem Gelernten in der Volksschule eine Unmenge bald nach der Schulentlassung vollkommen vergessen ist. Dazu gehört auch der „Bruchstrich", der etwas Mechanisches an sich hat. Unsere „Hauptlösung" aber hat das Mechanische nicht. Im Gegenteil besteht hier die Erfahrung, daß im späteren Leben der gesunde Menschenverstand die „Hauptlösung" (Ausgehen von 1%) logisch und mathematisch (Wörterbuch nachschlagen!) zuwege bringt. Wir wollen deshalb aber das Rechnen am Bruchstrich nicht mißachten. Aber die Vorherrschaft erkennen wir ihm i n d e r V o l k s s c h u l e nicht zu. Eben wegen der Vergeßlichkeit! Trotzdem rechnen wir einmal folgende Aufgabe am Bruchstrich: 2½% von 36 600 RM in 2 Mon.?

Ansatz:	100 RM	Kapital	bringen	in 12 Mon.	2½	RM Zs.
	36 600 „	„	„	„ 2 „	?	„ „

Bruchsatz:

$$\frac{36\,600 \cdot 2 \cdot 5}{100 \cdot 12 \cdot 2}\ \text{RM}$$

1. Kürzung (durch 100)

$$\frac{366 \cdot 2 \cdot 5}{1 \cdot 12 \cdot 2}\ \text{RM}$$

2. Kürzung (durch 6)

$$\frac{61 \cdot 2 \cdot 5}{1 \cdot 2 \cdot 2}\ \text{RM}$$

3. Kürzung (durch 2)

$$\frac{61 \cdot 1 \cdot 5}{1 \cdot 1 \cdot 2}\ \text{RM}$$

Zusammen:

$$\frac{\overset{61}{\cancel{36\,600}} \cdot \cancel{2} \cdot 5}{\cancel{100} \cdot \underset{2}{\cancel{12}} \cdot 2}\ \text{RM}\ \frac{305}{2} = 152\tfrac{1}{2}\ \text{RM Zs.}$$

Im Jahrgang 1939, Nr. 14 und 17 der Reichs-Elternwarte habe ich in unserer Rechenstunde den Bruchstrich eingehend erklärt. Wer diese Hefte noch besitzt, schlage nach! Wir beschäftigen uns natürlich auch in diesem Jahre demnächst mit diesen Dingen. — Die eben gezeigte Bruchstrichaufgabe können wir ebenso schnell mit unserer „Hauptlösung" nebst Rechenvorteilen bewältigen! Darum üben wir hier fleißig. —

Zu 4.

Zinsen für Tage.

Es kommt häufiger vor, als wir denken, daß Zinsen für Tage errechnet werden müssen, namentlich im Leben des Kaufmanns. Merken wir: Das Zinsjahr wird zu 360 Tagen gerechnet, da 365 rechnerisch zu unbequem ist. Jeder Zinsmonat hat dann also 30 Tage! Außer England gilt dieses Übereinkommen überall im Geschäftsverkehr. Die Zinstage lassen sich praktisch folgendermaßen sehr schön bestimmen: Die einzelnen Daten schreiben wir als Brüche auf: 3. Mai = $\frac{3}{\mathrm{V}}$; 14. Oktober = $\frac{14}{\mathrm{X}}$ usw.

Der Unterschied der Zähler sind die Zinstage, der der Nenner die Monate.

Beispiel:

1. Vom 5. Januar bis 5. Juni!

$$\frac{5}{\mathrm{I}} - \frac{5}{\mathrm{VI}} = 5 \text{ Monate} = 150 \text{ Tage.}$$

2. Vom 10. März bis 18. September!

$$\frac{10}{\mathrm{III}} - \frac{18}{\mathrm{IX}} = 6 \text{ Monate } 8 \text{ Tage} = 188 \text{ Tage.}$$

3. Vom 21. Februar bis 4. Juli (oder 34. Juni)! Nachdenken!

$$\frac{21}{\mathrm{II}} - \frac{34}{\mathrm{VI}} = 4 \text{ Monate } 13 \text{ Tage} = 133 \text{ Tage.}$$

4. Vom 27. November bis 9. April!

$$\frac{27}{\mathrm{XI}} - \frac{9}{\mathrm{XVI}} \text{ oder } \frac{27}{\mathrm{XI}} - \frac{39}{\mathrm{XV}} = 4 \text{ Monate } 12 \text{ Tage} = 132 \text{ Tage.}$$

Haben wir so die Anzahl der Zinstage bestimmt, dann geht es ans Rechnen. Man kann die Zinstage auch anders ermitteln. Das werden wir das nächste Mal sehen. Für heute, glaube ich, reicht uns die Rechenstunde! Nehmt euer Rechenbuch zur Hand und übt bis hierher.

Einkehr

Erzählung von Johannes Otto

Mitten auf dem Dorfplatz, um den herum in Hufeisenform die stattlichen Bauernwirtschaften — die Häuser mit dem Giebel nach der Straße — liegen, steht auf einem kleinen Hügel das Spritzenhaus. Seit Urvätertagen steht es da, ein Fachwerkbau, dessen Balken von Zeit zu Zeit schön braun angestrichen und dessen Felder von Zeit zu Zeit weiß getüncht werden. Das ist auch wohl die einzige Veränderung, die an dem alten Gebäude seit seiner Errichtung vorgenommen wurde. Wenn man's überhaupt eine Veränderung nennen will! Denn dadurch, daß es etwa alle zehn Jahre geschieht, ist es eine Sitte geworden, eine feststehende Gewohnheit, wie man auf den Dörfern so viele findet, und von denen niemand Aufhebens macht, weil sie eben zum Dorf gehören.

Doch halt! Eine grundlegende Veränderung hat sich das alte Spritzenhaus doch einmal gefallen lassen müssen. Vor fünfzig oder sechzig Jahren geschah es, und nur die alten Leute wissen noch davon zu erzählen. Das war, als in dem Türmchen, das mitten auf dem Walmdach thront, das den quadratischen Bau nach oben abschließt, die offenen Luken durch eine feststehende Jalousie verschlossen wurden. Das hatte sich als nötig erwiesen, schon seit vielen vielen Jahrzehnten. Einmal wegen des Regens, der ungehindert durch die Luken strömen konnte, und der der alten Feuerspritze, die da unten stand, nicht zuträglich war. (Einmal soll der Kasten dieser alten Spritze — sie ist heute ein Glanzstück des Heimatmuseums — bis obenran vollgeregnet sein.) Und dann wegen der Vögel, die gar zu ungestört ein- und ausfliegen konnten, und die nach Vogelart ungeniert die Spuren ihres Besuches auf den Feuerlöschgeräten zurückließen, oder sogar die Dreistigkeit besaßen, in den alten ledernen Löscheimern, die an den Wänden hingen, Nester zu bauen. Den Hauptgrund für die grundlegende Veränderung am Spritzenhausturm bildete aber die Frechheit der Jungen, der „Bengels", wie sie mundartlich in dem kleinen Dorf und in der ganzen Landschaft genannt wurden. Denn in dem Türmchen hing eine Glocke, die Kirchenglocke. (Die Kirche, ein schmuckloser Betsaal, befand sich an anderer Stelle mit der Schule unter einem Dach.) Und es bestand unter den „Bengels" der Brauch, diese Glocke als Ziel beim Werfen mit Steinen zu benutzen. Sie durch die offene Luke in gemessener Entfernung zu treffen, das bedeutete schon etwas und hatte obendrein den Reiz, daß die Glocke durch ihr Klingen untrüglich den gelungenen Wurf anzeigte. Das war für die „Bengels" ein Mordsspaß, weniger jedoch für die anwohnenden Bauern, die darin nichts weiter als eine Nichtsnutzigkeit und eine Störung ihrer Sonntagsnachmittagsruhe — anders hatten ja die Jungen kaum Zeit! — sahen. Sie beschwerten sich darüber beim Schullehrer, versohlten auch wohl den eigenen Sprößlingen, wenn sie die bei dieser Sonntagsbelustigung erwischten, den Hosenboden. Aber viel Erfolg hatten sie damit nicht. Die Jungen gelobten heulend Besserung, um — das nächste Mal wieder dabei zu sein. Denn so hatten es ja schon ihre Väter getrieben und deren Väter nicht minder ...

Und so mußten wohl, vielleicht nicht zum mindesten deswegen, Jahrzehnte vergehen — vielleicht war aber auch die sprichwörtliche Hartleibigkeit dieser schwerreichen Bruchbauern gegenüber öffentlichen Verpflichtungen schuld daran —, ehe der Steinwerferei nach der Glocke durch die Anbringung von jalousieähnlichen Lukenverkleidungen ein Ende bereitet wurde. Nun war es aus mit dem Zielwerfen nach der Glocke. (Mit dem Katapult konnte man sie durch die schräggestellten Jalousien aber doch treffen. Die kommenden Jungengenerationen haben dies bald rausgehabt und mit dem gleichen Eifer betrieben, wie ihre Väter das Steinwerfen. Bloß geklungen hat die Glocke dabei weniger laut ...)

Bei dieser grundlegenden Veränderung am alten Spritzenhaus ist auch die alte Wetterfahne auf dem Türmchen erneuert worden. D. h. eine Wetterfahne war es — wie jene alten Leute erzählen — eigentlich nicht mehr, was sich bei starkem Wind (und nur bei solchem!) kreischend zu drehen versuchte. Vom Rost zerfressene Fetzen einer solchen waren es, und nur mit viel Mühe und Fantasie hat der damalige Schullehrer, der einer von denen seines Standes war, die sich sehr um die Geschichte des Ortes und die Sicherstellung seiner Altertümer verdient gemacht haben, die Jahreszahl, die einst in der Fahne stand, entziffert. 1765 soll sie gelautet haben.

Ja — das ist das alte Spritzenhaus, das seit Urvätertagen mitten auf dem Dorfplatz steht. Ich könnte noch viel von ihm erzählen. Vor allem davon, wie es drinnen aussah; denn ich habe die alte Kastenspritze noch gekannt, auf der der Name des Dorfes in alter, längst vergessener Schreibweise mit der Jahreszahl 1797 stand. Auch die Lederschläuche, die zu ihr gehörten und die schon erwähnten ledernen Löscheimer, die so ganz verschimmelt an den Wänden hingen. Auch vom Glockenläuten könnte ich erzählen. Um dessentwillen hielten wir Jungen gute Freundschaft mit den Nachtwächtersöhnen. Denn die mußten öfter für ihren Vater, dem das Amt übertragen war, die Glocke läuten. Und wer ihr Freund war, der durfte es dann auch mal tun und — war sehr stolz darauf. Ich habe gefunden, daß das Glockenläuten gelernt sein will. Und weil ich's das erste Mal nicht konnte, weil der tückische Klöppel, anstatt hüben und drüben an den Glockenrand zu schlagen, sich im Kreise drehte und einen mißtönenden Lärm verursachte, habe ich von dem herbeigeeilten Nachtwächter eine gar gewaltige Maulschelle bezogen. Er hatte mich im Dunkel des Spritzenhauses mit seinem Jungen verwechselt. Das behauptete er wenigstens nachher ...

Das alte Spritzenhaus war nicht nur rein äußerlich der Dorfmittelpunkt. Für die Dorfjugend war es der natürliche Sammelplatz. Von hier aus wurden von den „Bengels" die Streifzüge in die Umgegend unternommen, die manchmal in wüste Schlachten mit den Jungen der Nachbardörfer ausarteten. Hier trafen sich auch die Mädchen, für die im Ort der merkwürdige Ausdruck „Klieben" („Klieben" nannte man auch die Mehlbrocken in der Milchsuppe) gebraucht wurde. Zwischen ihnen und den „Bengels" bestand eine geschworene Feindschaft. Im Winter wurde bei Schnee unbarmherzig Jagd auf jede „Kliebe" gemacht, um sie mit Schnee zu waschen, und wenn im Sommer die Kletten reiften, hatten die armen Mädel ihre liebe Not, die heimtückisch in die Haare praktizierten Kletten wieder zu entfernen. Manchmal gelang es ihnen nicht, ohne ein paar Strähnen zu opfern. Sie haben sich aber zur Wehr gesetzt. Und wenn sie von den Jungen nach solch einem Attentat mal einzeln zu fassen bekamen, der hatte für alle zu büßen; der schämte sich dann, von den Mädchen verprügelt zu sein und — schwor Rache.

Aber — merkwürdig! — am Spritzenhaus herrschte Burgfrieden. Und hier geschah das für unsere damalige Auffassung Unfaßbare: — wir machten uns zwar keine Gedanken darüber, weil es „schon immer" so gewesen war, — hier spielten die Jungen und Mädchen miteinander. An Sommerabenden, wenn eben die Sonne untergegangen war, und ehe von den einzelnen Höfen die Pfiffe oder Rufe ertönten, mit denen die Väter ihre Kinder nach Hause und ins Bett beorderten, spielten wir hier ein Greifspiel, das „Olle, von wo kimmst'n?" hieß. Um die vier Ecken des Spritzenhauses tobte dieses anspruchslose Spiel, und der Lärm, der dabei gemacht wurde, gehörte genau so zu dem sommerabendlichen Bild des Dorfes wie das Klopfen der Sensen, das von jedem Hof zu hören war oder das dumpfe Brüllen der Kühe, die satt und wiederkäuend in den Ställen lagen.

Der Frühling naht . . . Aufnahme: Franz Baumeister

„Olle, von wo kimmst'n?" fragte die ganze Schar den Einen oder die Eine, die „Olle" sein mußten. Die „Olle" lugte um eine Ecke des Spritzenhauses, der Frager um die gegenüberliegende. Und je nachdem, ob die „Olle" nun sagte „von Berlin" oder „von Bernau", rasten die Mitspieler links oder rechts um das Gebäude und die „Olle" hinterher, um einen oder eine zu greifen, die dann „Olle" sein mußten. Nun durfte nach der Spielregel die „Olle" die Richtung wechseln, allerdings nicht, ohne das vorher durch die entsprechende Ansage anzuzeigen. Und dabei kam die erwünschte Abwechslung in das Spiel; es wurde manchmal zu einer wahren Hetzjagd, und es war ebenso vergnüglich, „Olle" zu sein, wie sich unter den von ihr Gejagten zu befinden.

Es sind nun über vierzig Jahre vergangen, seit ich das letzte Mal dieses Spiel — möglich, daß woanders ein ähnliches gespielt wurde, ich selber habe es woanders nicht entdeckt! — mitgespielt habe. Jahrzehnte habe ich das kleine Dorf mit seinem Spritzenhaus nicht wiedergesehen. Und als ich es wiedersah, hatte sich manches verändert. Manch altes Haus hatte einem neuen Platz gemacht, wobei ich die neuen Häuser nicht eben immer schön und zu dem alten Dorf passend fand. Die Bauern sah ich mit einem Trecker den schweren Boden pflügen und mit Maschinen die Kornfelder mähen. Am Eingang des Dorfes wies ein Wegweiser nach dem „Uebungsgelände des SA.-Reitersturmes so und so" und auf dem Platz, auf dem wir als Jungen beim Soldatspielen mit Holzgewehren und Holzsäbeln schneidig exerziert hatten, standen zwei Fußballtore und kündete eine Laufbahn von dem hier betriebenen zünftigen Sport. Ich habe nicht gefragt, ob die Jungen sich untereinander noch „Bengels" nannten, auch nicht, ob die Mädchen noch wie früher „Klieben" hießen. Ich habe die Jungen in HJ.-Uniformen gesehen und die Mädel in der Kluft des BdM., und da schien mir die Frage ebenso überflüssig wie unangebracht. Ja, mein Dörfchen war mit der Zeit gegangen, und seine Jugend trat mir als Künder und Erfüller der neuen Zeit gegenüber. Und vieles, vieles hatte sich verändert.

Nur das Spritzenhaus — die Balken waren gerade einmal wieder schön braun angestrichen worden und die Felder schön weiß getüncht — schien noch das alte zu sein. Ich erfuhr dann zwar, daß da drinnen jetzt eine Kleinmotorspritze stand, und daß die Glocke, die im Türmchen hing, nicht mehr die war, nach der unsere Großväter mit Steinen geworfen und wir — weit schwieriger als das Steinwerfen! — durch die Jalusieritzen mit dem Katapult geschossen hatten. Die alte war im Weltkriege geopfert worden.

Ich bin um die vier Ecken des Spritzenhauses herumgegangen, fein „manierlich" natürlich, wie es sich für einen Erwachsenen geziemt, obwohl ich am liebsten mal wieder versucht hätte, ob ich zum „Olle, von wo kimmst'n?"-Spiel wohl noch tauglich bin. Aber das durfte ich nicht riskieren. Denn hinter den Gardienen der Bauernhäuser regte es sich schon verdächtig, und vielleicht hätte man den Fremden, der ich inzwischen in meinem Dorf geworden war, ins Spritzenhaus gesperrt, wie man es von alters her auf dem Dorf mit all den Individuen tat, denen man nicht glaubte trauen zu dürfen.

Ein Fremder, der ich zunächst noch bleiben wollte, habe ich dann gegen

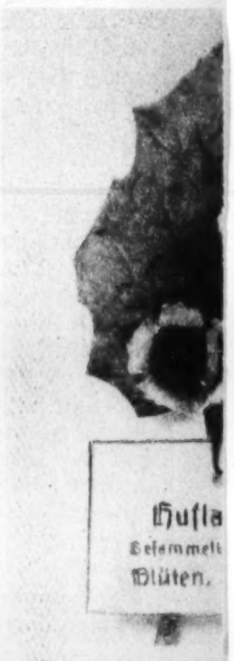
Fortsetzung auf Seite 134

Deutsche He

Das Kriegswinterhilfswerk bringt für seine letzte Reichs-Straßensammlung, die am 29. u. 30. März 1941 von der deutschen Arbeitsfront durchgeführt wird, über 49 Millionen Heilpflanzen heraus, die von der deutschen Kunstblumenindustrie, voran die Sebnitzer, so täuschend ähnlich hergestellt worden sind, daß man schon gute Augen haben muß, um sie auf den ersten Blick von natürlichen Pflanzen unterscheiden zu können. Sie sind ein freundlicher Gruß an den Frühling, der seinen Einzug halten will, sie sind aber auch Helfer im Kampfe um die Freiheit des deutschen Volkes, das besonders während des Krieges dafür sorgen will, daß die Mütter und Kinder gesund bleiben. Diese WHW.-Abzeichen sind aber auch eine große kulturelle Tat, denn sie zeigen dem deutschen Volksgenossen, welche Schätze für seine Gesundheit auf dem Boden seiner Heimat wachsen.

So werden wir in den letzten Märztagen zwanzig verschiedene Heilpflanzen, die bei uns heimisch sind, kennenlernen. Da finden wir den roten Fingerhut, das hübsche Feldstiefmütterchen, das zierliche Gänseblümchen, die duftende Kamille, die blaue Wegwarte, den gelben Huflattich mit seinen großen, dicken Blättern, den Spitzwegerich mit den feinen Staubgefäßen, den Rainfarn, die anspruchslose Scharfgarbe, die weiße Taubnessel, das unverwüstliche Schöllkraut, die feinblättrige Birke, die schmackhaften Früchte der Erdbeere, Brombeere, Heidelbeere und Preiselbeere, den Faulbaum und die Hagebutte, den Löwenzahn und den bunten Feldmohn. Die meisten dieser Pflanzen sind unscheinbar und werden mit dem Sammelnamen Unkraut abgetan und mißachtet. Nun aber stellt uns das Winterhilfswerk die kleinen und bescheidenen Helfer der Menschheit vor und holt sie aus ihrer Verborgenheit.

Alljährlich sind die fleißigen Hände der Jugend unter sachkundiger Führung damit beschäftigt, diese Schätze zu heben und sie dem Volke zuzuführen. Paracelsus, der große deutsche Arzt und Forscher, sagte 1534: „Da ich sehe, daß die Arzneien, die von fernen Ländern nach Deutschland kommen, mit Mühe und Arbeit und mit viel Sorgfalt verbunden sind, hat mich dies veranlaßt, zu ergründen, ob die deutsche Nation dies nicht selbst in ihrer Gewalt hat und ohne die fremden Mittel in seinem Gebiet und Reich auch bestehen könnte. Dabei habe ich gefunden, daß alle Dinge auf dem eigenen Boden, auf den eigenen Gründen und Gütern im Ueberfluß sind. Diese Mittel sind jede gegen Krankheit verwendbar." Das Wissen um die Heilkraft verschiedener Kräuter ist fast so alt wie das Menschengeschlecht. In den alten Sagen und Märchen aller Völker ist



Heilpflanzen

wiederholt von wundertätigen Pflanzen die Rede. Schon Homer war die schlafbringende Kraft des Mohns bekannt. Bei Ausgrabungen an der norwegischen Küste wurde ein Wikingerschiff freigelegt, das eine fürstliche Grabstätte enthielt. Neben anderen dem Toten geweihten Geschenken wurde ein Gefäß mit Heilkräutern gefunden. Karl der Große ordnete im Jahre 805 an, daß alle Klöster in ihren Gärten Heilpflanzen anbauen müssen. Aus dem 15. und 16. Jahrhundert sind uns mehrere umfangreiche Kräuterbücher erhalten, die zum Teil schon sehr schöne Abbildungen (Holzschnitte) der wichtigsten Heilpflanzen enthalten. So läßt sich der Gebrauch vieler Kräuter leicht durch Jahrhunderte hindurch nachweisen.

Freilich war die Verwendung der Pflanzen und ihrer Produkte nicht wissenschaftlich begründet, sondern sie fußte hauptsächlich auf Sympathie und Aberglauben. Dieses Abirren in das Mystische und Geisterhafte ist dafür verantwortlich zu machen, daß sich die ernste Medizin immer mehr und mehr von der Verwendung der Heilkräuter am Krankenbette lossagte. Um so zäher hielt die Volksmedizin an dem Glauben an die Heilkräfte jener Kräuter fest, die ihr von Generation zu Generation mündlich überliefert wurden. Erst mit den gewaltigen Fortschritten gewisser Wissenschaften wie der Pharmakognosie, welche die wirksamen Stoffe der Kräuter feststellt, der Pharmakologie, die den Grad und die Art der Wirkung dieser Stoffe auf den menschlichen und tierischen Organismus ergründet, sowie der Chemie rückten die Heilkräuter wieder in den Interessenkreis der ärztlichen Kunst. Von da ab wuchs der Bedarf an Arzneidrogen von Jahr zu Jahr. Die im Jahre 1935 gegründete Reichsarbeitsgemeinschaft für Heilpflanzenkunde und Heilpflanzenbeschaffung e. V. erfüllt im Rahmen des Vierjahresplanes zwei wichtige Aufgaben: Untersuchung der heimischen Kräuter auf wirksame Stoffe, besonders solcher, die bisher nur aus ausländischen Drogen gewonnen werden konnten und die Organisation und Sicherstellung der Heil- und Teekräutersammlung im ganzen Reich. Schuljugend und HJ. haben viel zu dem großen Erfolg beigetragen.

Wenn wir am 29. und 30. März diese schönen Heilpflanzen tragen, dann bekennen wir uns damit zur großen deutschen Gemeinschaft, zur Freiheit unseres Volkes und zur Gesundheit unserer Mütter und Kinder, die unter dem Schutze der Nation stehen. Diese letzte Reichs-Straßensammlung im Kriegswinterhilfswerk 1940/41 wird durch ihren gewaltigen Erfolg beweisen, daß das deutsche Volk nur e i n Ziel kennt: Den Sieg!

Jugend sucht das Wagnis

Wird er's schaffen?

Von Franz Baumeister

Samstag Nachmittag. Schul- und HJ.-Dienstfrei! Heute steigt endlich der längstgeplante „Kampf um Narvik" zwischen einigen Siedlerbuben auf der Höhe jenseits des Flusses und den „Städtischen".

Seit einer Woche haben die Siedler schon geneckt: „Unsere Hangstellung mit Fritzls Schihütte über der „Hohen Wand" könnt ihr nie stürmen. Wir haben jeden Tag auf euch gewartet. Heraufgetraut habt ihr euch nie." Und Fritzl, ihr Anführer, setzt großmütig hinzu: „Wenn ihr herauf kommt, ohne daß wir etwas merken, könnt ihr meinetwegen für die nächsten acht Tage meine Hütte zum Kriegspielen haben."

Martin gibt ihm aber ordentlich zurück: „Merk dir's, du langbeiniger Norweger, wir sind die Deutschen. Wenn wir wollen, stürmen wir auch die hohe Wand. Dann brauchst du uns deine windige Narvikhütte nicht gnädigst überlassen, dann erobern wir sie einfach und sie gehört uns, verstanden!"

Damit sind die diplomatischen Beziehungen abgebrochen. Die „Feindseligkeiten" beginnen.

Martin bestellt seine Kameraden um ½3 Uhr zur alten Brücke. „Aber durch die Uferweiden anschleichen. Ja nicht sehen lassen! Die Feinde sehen von ihrer Stellung aus die ganze Breite des Flußtales ein." Es hat sich in der lebhaften Einbildungskraft der Jungen bereits zum Fjord verwandelt.

Jenseits des Flusses, wo bei der großen Krümmung seine wilden Bergwasser das Nagelfluhgestein der „Hohen Wand" von jeher unterwühlt und Felsblock um Felsblock herausgenagt hatten, locken schwarze Höhlen wie dunkle Augen unter einer sonnenbeschienenen lehmgelben Felsenstirn. Dort müssen sie hinauf. Der Weg über die Holzbrücke verbietet sich von selbst. Der Feind würde sie sofort entdecken und auf der Hut sein. Bleibt nichts anderes übrig, als weiter flußaufwärts unter der Deckung des Ufergesträuchs und des Geästes der hohen Buchen über die nassen Pfahlstummel eines ehemaligen Steges im Schwebeschritt zu balancieren. Warum auch nicht? Je wagehalsiger, um so schöner. Sie kommen auch glücklich drüben an, ohne mit dem Wasser unliebsame Bekanntschaft gemacht zu haben.

So, jetzt sind sie am Fuße der Wand. Ihr unterer Teil liegt das ganze Frühjahr über im Schatten, und der dichte Baumbestand des unteren Felshanges hält die Kälte in diesem toten Winkel lange Zeit fest. Kein Wunder, daß dort sich noch Schnee- und Eisreste bis in die warmen Monate hinein halten. Macht nichts, die gehören besonders dazu. Das ist der Firnschnee und das Eis der nordischen Berge und muß eben überwunden werden, wenn es auch die Hände klamm macht.

„Schick dich, Maxl", keucht der Flori, während er dem Kameraden mit bloßen Händen eine Hilfsstufe für dessen eiskalte „Genagelte" bietet, „ich spür meine Hände schon nicht mehr. Lange kann ich dich nicht mehr halten." „Nur noch ein bissel", ermuntert Martin von oben, „wir haben bloß noch ein paar Meter, dann wärmt uns die Sonne." Gerade wo es am schwierigsten ist, da müssen sie hinauf. Vorsichtig prüfen sie die Griffe auf etwa gelockerte Steine, zerren erst an den Wurzeln und Aesten der Sträucher, ehe sie ihnen ihr Körpergewicht anvertrauen. — „Leise, leise, kein Steinchen lösen, kein dürres Aestchen knicken! Die Feinde oben könnten es hören!"

Endlich gelangen sie in den Bereich der wärmenden Sonnenstrahlen. Der breite Buckel eines Felsblockes ladet sie ein, auf ihm etwas zu verschnaufen.

Das ist ihr U-Boot — jetzt schleicht es den Feind an

„Ob die Norweger wohl schon da sind? Horcht einmal?"

„Bst! Knicken da nicht irgendwo Aeste? Streifen nicht Zweige? Ganz regelmäßig: eins, zwei, eins, zwei?"

Sie schieben langsam ihre Köpfe etwas aus der Wand heraus und äugen nach oben.

Maxl wäre beinahe herausgeplatzt vor Vergnügen. Der feindliche Baumposten, der Wastl, hat seinen Platz bezogen auf einer jungen Esche am Abhang. Weil er aber anscheinend von den Angreifern nichts gehört und gesehen hat, glaubt er nicht an ihr Kommen und vertreibt sich die Zeit damit, fast am dünnen Wipfel des Baumes hängend, in mächtigen Bogen hin und her zu schwingen.

„Der blöde Kerl", lacht Martin verächtlich, „wirst sehen, die lassen sich einfach überrumpeln". — Sein Blick fällt zufällig in die Tiefe, auf den Fluß. verdächtiges Geräusch zu verursachen. Doch sie schaffen es und können bald den letzten Kameraden hinaufziehen.

„Horcht! Ich höre Stimmen. Du, das tut über uns so, als ob ein Feuer knisterte. Die Norweger werden doch nicht s o sorglos sein, daß sie sogar ein Feuer anmachen?" — „Zuzutrauen wäre es ihnen", meint Rudi, „wenn sie schon ihren Baumposten bloß zum Schaukeln wegschicken." Ihn durchblitzt ein kühner Gedanke: „Wißt ihr was, nehmen wir sie in ihrer Höhle gefangen. Sie konnten bloß von der linken Seite hereingekommen sein. Diese besetzen wir drei. Die beiden anderen klettern sofort weiter bis zur Hüttenstellung und nehmen sie. Wird ohnedies bloß noch ein Mann dort als Wache zurückgeblieben sein."

Der Plan findet allseitige Zustimmung.

Frischen Mutes klettern sie weiter.

Bald stehen sie oben vor Fritzels Hütte. Und werden ganz freundlich begrüßt . . . nur von einem Hündchen, Fritzels Russel freut sich schweifwedelnd, endlich Gesellschaft zu haben.

Die Stellung ist kampflos genommen. Denn von dieser Seite, der gefährlichsten, hatte man niemand vermutet. Die beiden weiter oben auf der Hanghöhe aufgestellten feindlichen Posten kommen erst auf das Gekläff Russels gemächlich herbei und sind in ihrer Ueberraschung gleich überwältigt.

Jetzt ist es so weit, wie Martin angekündigt hatte: die Norweger müssen abziehen, und die siegreichen Deutschen genießen erst mal den Besitz der eroberten Höhe, schauen hinunter ins Tal auf den ruhig dahinziehenden Fluß, dem man hier oben nicht ansieht, wie wildschäumend er seine Wellen heranwälzen kann.

Dann richten sie sich gemütlich ein in

Tiefe Schluchten und steile Abhänge — das ist etwas für rechte Jungen!

Schweigend packt er den Flori beim Arm und zeigt hinunter in Richtung auf das Wehr. Dann flüstert er: „Ist das nicht der Siegfried und der Gustl? Die wollen wohl noch mit uns mit? Aber wie sieht das aus? Als ob sie auf dem Wasser gingen mit ihren Stöcken. Ach, sie stehen ja auf ihrem Unterseeboot, von dem sie gestern sprachen. Schaut nur, es ist ein Floß mit nur zwei langen Brettern, die durch zwei Querhölzer verbunden sind. Es trägt sie kaum, darum schwimmen die Bretter halb unter Wasser. Vorne taucht ihr Boot eben etwas hoch. Schneidige Kerle! Schade, wir können nicht mehr auf sie warten."

„Wenn sie nur nicht von den Norwegern gesehen werden", befürchtet Maxl, „sonst fliegt ein Steinbombenhagel herunter!"

Nun aber noch vorsichtiger weiter bis zur unteren Höhle! Es ist ein gefährliches Stück Arbeit für Zehn- und Elfjährige, da hinaufzukommen ohne Immer langsamer, daß sie nicht zu früh entdeckt werden, und die Gegner etwa flüchten können.

Jetzt kauern sie dicht vor dem Höhleneingang. Wirklich, dort qualmt ein lustiges Feuerchen, und drei Feinde hocken sorglos drumherum.

„Halt! Hände hoch! Sitzen bleiben! Ihr seid gefangen!" schreit Martin, Rudi und Flori zugleich und stürzen auf sie los. In der engen Höhle ist jede Gegenwehr aussichtslos. Die Norweger müssen sich gefangen geben.

Die beiden anderen Deutschen nehmen indessen ungestört den letzten Teil des Anstiegs in Angriff. Hier gilt es besondere Vorsicht walten zu lassen, denn statt des griffigen Felsens sind lockere Lehmhänge zu überwinden. Aber die Jungen haben gelernt von ihren berggewohnten Vätern und Brüdern: Sie stoßen sich mit ihren Stiefeln Stufen in den weichen Lehm, wie etwa in ein steiles Schneefeld und schaffen so sichere Trittstufen.

Fritzels Hütte, wühlen sich in das warme Laub und scherzen mit dem als vorläufige Beute zurückgebliebenen Russel. Ihre Siegerhochstimmung hält an, bis der Abend hereinbricht, und sie sich auf den Heimweg machen müssen.

Heute sind sie wieder um eine der schönen Jugenderinnerungen reicher, die ihnen im späteren Leben unvergeßlich sein werden.

Aber was sagen die Eltern zu dem nicht ganz ungefährlichen Treiben ihrer Buben? Schelten? Kurzerhand verbieten? Das wäre heute verkehrter denn je. Wäre nicht nur erfolglos, sondern auch unklug, ohne erzieherischen Weitblick. Man muß sie gewähren lassen.

Die Jugend sucht das Wagnis, muß es suchen und angehen, wo immer es sich bietet. Und ganz besonders, wenn es aus der Bewunderung und der begeisterten Nachahmung der kühnen Taten unserer Soldaten heraus versucht wird.

Die Art, wie diese Jungen hier an

den unerbittlich strengen Gegebenheiten in der Natur sich freiwillig, ohne jede unmittelbare Anregung der Erwachsenen, selbst schulen, ist kaum durch etwas Besseres zu ersetzen. Jeder der Buben stellt und steigert aus dem untrüglichen Gefühl seiner Kraft und seines angeborenen Wagemutes heraus sich seine jeweilige Aufgabe, setzt sich allein sein Ziel und wächst mit der Uebung, mit der Erfahrung und am Beispiel der Kameraden auch in seiner Leistung.

Hier wird kameradschaftliche Hilfe nicht befohlen, sondern vom Freund aus der zwingenden Notwendigkeit heraus selbstverständlich gefordert und auch geleistet. Und was ein Junge hier wagt, das muß er auch selbst verantworten. Niemand in der Familie braucht ihn ob etwaiger blutiger Schrammen zu bemitleiden. Er zeigt sie schon gar nicht her, weil er sonst ausgelacht wird. Seine verdreckten Schuhe putzt er sich selber, seine schmutzigen Kleider — die guten zog er ohnedies nicht an — bürstet und wäscht er sich allein aus. Und wenn er mal ein Loch in der Hose heimbringt und glaubt, es nicht selbst flicken zu können, dann wird Mutter einen Gegendienst für die außergewöhnliche Ausbesserungsarbeit von ihm verlangen. Ja, es wird dem Jungen nur von Nutzen sein, wenn er sogar mal einen Geldbetrag zum Ersatz eines leichtsinnig ruinierten Kleidungsstückes aus seinem Ersparten beisteuern muß. Bei der nächsten Gelegenheit gibt er dann besser acht.

Verbieten wir dem Jungen nicht das Wagnis. Wir würden die Entwicklung einer der wertvollsten Tugenden, des Mutes, unterbinden. Aber lassen wir sie in allem einstehen für ihr Tun und dessen Folgen und — stellen wir ihnen unsere kameradschaftliche eigene Lebenserfahrung zur Verfügung. Lassen wir uns offen erzählen von ihrem Treiben in der Freizeit, freuen wir uns mit ihnen über das Gelingen und ermuntern wir zu neuem Wagen. Unseren unfruchtbaren Tadel aber, den ersetzen wir künftig durch fördernde Ratschläge, wie der Junge sich hätte klüger oder vorsichtiger verhalten sollen. Am besten ist es, Vater macht gelegentlich selbst einmal mit.

Aufnahmen: Franz Baumeister

Das Horoskop / Von Annemarie Hering

„Es sind Zwillinge, Tante Lotte" sagte der Neffe am Telefon und nahm zum siebenten Male heute eine Sturzflut von Glückwünschen entgegen. „Wir wollten Dich auch bitten, Patenstelle bei dem Jungen oder bei dem Mädel zu übernehmen." Tante Lotte sagte freudig zu und flüsterte geheimnisvoll von einem Geschenk ganz besonderer Natur.

Der Tauftag kam, Tante Lotte erschien und die Freudigkeit auf allen Seiten war groß. Die Patin hatte ein gutes Herz und die schönen blauen Sparkassenbücher leuchteten sowohl innen als außen. Bis die Zwillinge den nützlichen Sinn einer Zahl erfaßt haben würden, hatte sich die hübsche Summe freundlich und sozusagen von selbst nach oben verwandelt. „Geld ist und bleibt das vornehmste Geschenk, aber es gibt auch ganz persönliche Geschenke." Tante Lotte faßt die junge Mutter innig an der Hand und hieß sie jeweils die letzte Seite des Sparkassenbuches aufschlagen. „Ich habe Antje und Dieter das Horoskop stellen lassen. Es war eine Eilbestellung. Sie hat es noch schaffen können in der kurzen Zeit, meine Bekannte. Also bei Antje sieht die Zukunft einfach glänzend aus, sie hat die Venus unversehrt im Haus der Fische, hingegen bei Dieter . . . aber kommt doch, lest selbst."

Die Eltern sehen sich beide an. Die junge Mutter faltet schweigend die beiden Papiere wieder zusammen und weist sie zurück. „Nicht böse sein, Tante Lotte, aber es interessiert mich ganz einfach nicht." „Aber ich bitte dich, wieso? Ist es für Eltern nicht wichtig, die Charakteranlagen ihrer Kinder im voraus zu kennen, ihre Fähigkeiten gewissermaßen schon zu erwarten. Die Konstellation . . ." Aber da schnitt ihr der Vater mit einer Handbewegung das Wort ab. „Liebe und gute Tante Lotte, du meinst es auf deine Art reizend, aber wir sind eben nicht für die Sternkiekerei, wir schaffen es auch so." „Und siehst du", fügt die junge Mutter hinzu, „wir tragen unsern irdischen Teil dazu bei, daß die Kinder sich gesund entwickeln und rechtschaffene Menschen werden, aber warum sollen wir voreingenommen ans Werk gehen?

„Und weißt du denn ganz genau, daß alles stimmt, was da ein Mensch, genau wie wir, sich ausgerechnet hat zum Segen oder vielleicht Unsegen anderer?" Tante Lotte schweigt und faßt das nicht, denn sie schwört auf die Astrologie und fragt Menschen neuer Bekanntschaft sofort nach ihrem Geburtstag. Wenn sich Klaus, der Bruder der Zwillinge, sich mit ein paar Jungens auf der Straße rauft, sagt sie nur bestätigend: „Natürlich, der typisch Löwegeborene, wie könnt' es denn auch anders sein. Die Angriffslust in Person."

Heute ist nun Tante Lotte gekränkt. Es ist etwas ganz Unerwartetes geschehen; man hat ihr den Boden genommen, den sie so gern beackert hätte. Niemand mag das Doppelhoroskop der Zwillinge lesen, eben, daß es Verwirrung stiften könnte. Eine Mutter lehnt energisch „den Blick in die Zukunft" ab, denn sie will unbelastet sich ihrer Kinder freuen und die Dinge nehmen wie sie kommen.

Einkehr

Fortsetzung von Seite 129

Abend im Dorfgasthaus gesessen, und die Wirtin — ja, war das nicht die Anna, die ich damals so entsetzlich viel Kletten ins Haar geworfen hatte?! — hat mich nicht erkannt. Sie setzte mir zu essen und zu trinken vor und ließ mich, der ich anscheinend gar keine Lust zur Unterhaltung hatte, allein, um ihrer Arbeit in der Küche nachzugehen. Und mir war es lieb so, denn nach zwei oder drei Sätzen wäre es ja doch aus gewesen mit meinem Inkognito.

Es war sowieso bald damit aus. Denn — ich war noch beim Essen — plötzlich höre ich vom Dorfplatz her einen Lärm, der mich ans Fenster treten läßt. Und da sehe ich, daß eine Schar Jungen und Mädel schreiend ums Spritzenhaus läuft. Und „Olle, von wo kimmst'n?" schallt es zu mir herüber. Und eine Stimme antwortet: „Von Berlin!" Und los geht die wilde Jagd, links herum ums Spritzenhaus, rechts herum ums Spritzenhaus. Gerade so wie vor vierzig Jahren. Oder vor sechzig. Oder gar vor hundert. Wer weiß denn, wie lange schon solche Spiele gespielt werden?!

Ohne daß ich es bemerkte, war die Wirtin in die Gaststube und auch ans Fenster getreten. „Da sehen Sie nur die nichtsnutzigen Bengels", sagte sie zu mir, „da jagen sie sich nun die Lunge aus dem Leibe, und man hat seine liebe Not, daß man sie ins Bett kriegt!" „Unsere beiden sind nämlich auch dabei", fügte sie erklärend hinzu, als ich, ganz in frohes Jugenderinnern versunken, schwieg.

„Deine beiden?" fragte ich, die vorgenomme Rolle vergessend, gedankenlos zurück. Sie stutzte wohl bei der vertraulichen Anrede, war aber viel zu sehr ereifert, um darüber nachzudenken und sagte: „Ich meine die von unserer Grete, die von meiner Tochter! Nichtsnutzige Racker sind's, und ich habe meiner Tochter schon immer gesagt . . ."

„. . . daß ihre Mutter, die jetzt als Großmutter auf die Jugend schimpfen möchte, einst auch Abend für Abend ‚Olle, von wo kimmst'n?' gespielt und sich die Lunge aus dem Leibe gejagt hat, nicht wahr, Anna?" ergänzte ich auf meine Art ihren Entrüstungsausbruch.

„Und du hast mir Kletten in die Haare geworfen! Ja, streite nicht! Jetzt erkenne ich dich wieder. Mein Lebtag werde ich das nicht vergessen!", gab sie mir schlagfertig zurück. Und dann haben wir zwei gelacht und noch eine ganze Weile den Jungen und Mädeln bei ihrem Spiel zugeschaut.

Ja, es war doch schön, als wir noch selber „Olle, von wo kimmst'n?" spielten . . . Und schön ist es, daß Jugend ewig Jugend sein wird, weil Generation um Generation den Kommenden mit dem Leben auch die Kraft zum Jungsein schenkt.

Schön ist's auch, daß die „Olle" an Sommerabenden noch immer um das alte Spritzenhaus geistert. Sie scheint ein zähes Leben zu haben und selber so zäh zu sein, wie die alten Bauerngeschlechter in meinem Heimatdorf.

gar arg böser und wilder Bub. Und wenn ihn der strenge Vater dreimal im Tag prügelte oder wenn die Mutter immer wieder gut mit ihm redete, es half einfach nichts! Tagtäglich kam Peter mit zerrissenen Hosen, zerschundenen Knien oder auch mit einem Loch im Kopf heim. Das war eben der Peter. Er mußte einfach die Leute ärgern! Und was der Vater alles bezahlen und gutmachen mußte. Er wußte keinen Ausweg mehr. Wenn doch die Kinder größer werden, müssen sie auch braver und vernünftiger sein. Bei Peterlein war es umgekehrt. Der wurde jeden Tag noch böser. Einmal raufte und zwickte er, dann ärgerte er seinen Spitz solang, bis das kleine Ungeheuer wütig wurde und den Peter an seiner Hose packte. Aber das sollte bald anders werden.

Also da ging der Peter in aller Morgenfrühe über den Markt. Die Marktweiber hockten hinter ihren Buden oder gaben den Bürgersfrauen allerhand von ihren Schätzen. An einem der Stände kaufte eine alte Frau. Fürchterlich schaute die Alte aus. Einen großen Höcker hatte sie hinten auf ihrem Buckel. Eine lange, abscheuliche Nase und durch die große Brille lauerten ein paar grüne stechende Augen. Und wie sie den Peter sah, da winkte sie ihn zu sich mit ihren langen knochigen Fingern. Jedem Menschen wäre ein bißchen Angst geworden, wenn so eine abscheuliche Hexe winkt. Aber Peterlein war frech wie ein Spatz! Vor so einer Hexe sich fürchten, nein, Peterlein, das tust nicht, denkt er sich. Und neugierig war er auch. Was wohl die Alte wollte? Als ging er halt hin. Da sagte auch schon eine krächzende knarrende Stimme: „Du Kleiner, trag mir meinen Korb mit heim, brauchst es nicht umsonst tun!“ Dem Peter lachte schon sein Jungenherz; er sah im Geiste ein paar Geldstücklein, die ihm ganz allein gehörten, über die konnte er dann verfügen wie er wollte. Er nahm der Alten den Korb ab und stiefelte recht mutwillig hinter ihr drein. Und was für Füße die Hexe hatte! Die waren gleich dreimal so groß wie dem Peter seine! Und erst die Holzpantoffeln, die schlürften nur so über das Pflaster. Dem Peter bereitete das immer mehr Spaß. Und so machte er der Alten eine lange Nase nach der andern nach. Die sah es sicher nicht, die ging immer fest weiter. Vor dem letzten Häuschen machte sie halt und zog einen alten rostigen Schlüssel aus der Tasche und sperrte auf. Das ging nicht so leicht, denn das Schloß war schon alt und die Alte mußte ein paarmal kräftig stoßen, bis endlich die Türe ächzend nachgab. Im Nu war ein alter schwarzer Kater da, der der Alten knurrend um die Beine strich und schließlich mit einem Satz auf ihren wackeligen Schultern saß. Der paßte genau zu seiner Herrin und hatte auch so ähnliche Augen. Nun nahm sie den Peter mit in einen Raum und verschwand durch ein kleines Seitentürchen. Der Peter schaute sich in dem Raum um. Da waren allerhand Töpfchen und Kästchen, Bilder und Schachteln, Vögel und Käfer, Schmetterlinge und noch mehr so allerhand. Der Peter wurde immer neugieriger, zumal in einer großen Truhe so ein sonderbares Geräusch war, einmal hohe Töne, dann brummte und summte es wieder. Peter hielt es einfach nicht mehr aus. Vorsichtig, damit es niemand hören sollte, ging er auf die Truhe zu und öffnete leise — leise den Deckel. Und, o Schreck! Ein häßlicher garstiger Zwerg hüpfte heraus und tanzte wie toll in der Stube herum. Und der Zwerg wurde immer größer und das Peterlein fühlte wie er kleiner und kleiner wurde und so unansehnlich wie der Zwerg es war. Der war plötzlich verschwunden. Nun war Peter ein garstiger Zwerg.

(Schluß folgt.)

Neue Preisaufgabe!

Ihr habt sicher alle schon einmal das Sprichwort gehört: „Ein Spieler wird von Gott veracht', weil er nach fremdem Gelde tracht'!“ Wenn sich unsere neue Preisaufgabe heute einmal mit Spielern und dem Spielgewinn beschäftigt, so will ich euch damit aber nicht anreizen, nun ebenfalls „Spieler“ zu werden. Ich möchte nur einmal feststellen, ob ihr auch ganz knifflige Fragen zu lösen versteht. Beim Spiel ist es doch stets so, daß der eine das verdient, was der andere verliert, nicht wahr? Und reich ist beim Spiel noch keiner geworden, viel eher bettelarm. Nun kenne ich aber drei Männer, die eine ganze Nacht spielten. Als sie am nächsten Morgen ihren Gewinn besahen, da hatten alle drei Mann je acht Mark gewonnen. Ich wollte das zuerst gar nicht glauben, aber sie zeigten mir jeder die acht Mark und behaupteten fest und steif, daß sie die Wahrheit sprächen. Nun sitze ich schon Tag für Tag und stelle alle möglichen Berechnungen auf, wie das möglich ist. Gestern habe ich es ausgerechnet, daß es eine Möglichkeit gibt, wonach die drei Spieler gleichzeitig gewinnen konnten. Nun rechnet einmal nach, ob ihr das auch errechnet. Schickt mir die Lösung, wie das möglich ist, **bis zum 20. April 1941 an die „Kinderwarte“** der **„Reichs-Elternwarte“, Berlin C 2, Wallstraße 17—18.**

F r i tz.

Die Wünschelrute

Habt ihr schon einmal vom Knecht Michl und seiner Wünschelrute gehört? Noch nicht? Also, dann will ich euch erzählen. Setzt euch schön hin und hört fein brav zu, damit euch nicht das gleiche passiert wie dem bösen Bert.

Da war einmal ein armer braver Holzknecht. Michl hieß er. Der Michl war ein Waisenkind. Schon früh, wie er noch ganz klein war und kaum ein bißchen reden konnte, da ging sein liebes Mütterlein für immer von ihm. Und ein bißchen später, da erschlug im Wald ein fallender Baum seinen Vater. Der war nämlich auch ein Holzknecht gewesen, wie der Michl einer war. Ganz allein war das arme Kindlein auf der Welt. Niemand hatte es, der es ein wenig herzen und liebhaben könnte, so wie die liebe Mutter ihre Kinder herzt. Ohne alle Liebe wuchs der Michl auf, obwohl er ein lieber, braver Bub war. Bei einer alten Base im Dorf schlief er nachts, und tagsüber mußte er bei fremden Leuten arbeiten, nur um ein Stücklein Brot. Ja, der Michl hatte ein schweres junges Leben. Der Lehrer mochte ihn noch am liebsten, denn er war fleißig und strebsam wie kein zweiter. Da kann man leicht verstehen, daß die anderen Kinder den Michl eigentlich nicht recht leiden konnten. Denn so ein Streber und Schöntuer, wie sie ihn nannten, gefiel ihnen nicht. Und der Michl meinte alles so ehrlich und wollte doch aus eigener Kraft ein tüchtiger Mensch werden. Da lebte der Michl einfach für sich und ließ die anderen reden. Die wurden aber deshalb noch böser auf den armen braven Michl und taten ihm jeden Spott, den es nur gab. Besonders einer trieb dieses häßliche Spiel arg, nämlich der Leitenbauer-Bert. Der reichste Bub weit und breit war er, aber auch der dümmste und frechste! Und gar kein Herz für arme Leute hatte der Bert. Für ihn waren sie einfach ein Ekel. Sein grober Vater hatte ihn so gelehrt, und der Bert wußte nicht anders, daß auch der Michl zu den schrecklichsten Leuten gehörte. Er tat dem armen Michl jeden Spott an und freute sich königlich über jeden gelungenen Streich. Dem Michl tat das weh, und abends, da weinte er leise in seinem Bett, bis er vor Müdigkeit still wurde und einschlief. Oft träumte dann Michl von schönen Sachen, von all den Herrlichkeiten, die andere Kinder hatten, von Spielzeug, von Wagen und Pferdchen usw. Aber am Morgen, da war alles vorbei; und Michl verzehrte sein trockenes hartes Stückchen Brot, und manchmal fielen seine Tränen darauf und machten es ein wenig weicher. Das ging lange so zu, und der Michl war schon fast zehn Jahre alt, da kam was ganz Großes zu ihm. Eines Nachts liegt er wieder in seinem Bett und träumt von lauter guten Sachen. Ihr dürft nicht denken, der Michl kuschelte sich in so ein Himmelbettchen wie ihr, o nein, das war nur ein Strohsack mit einer alten Decke, ja, das war dem Michl sein Bett. Und doch war es ihm das Liebste, da konnte er wenigstens träumen.

Also, da träumte der Michl und ist ganz wach dabei. Da plötzlich wird es ein wenig hell in der Kammer und Michl richtet sich auf. Drei wunderschöne Elfchen stehen bei seinem Bett und lächeln den armen Michl so lieb an, daß er selber ganz froh wird! Und wie die Elfchen aussehen! Ganz zarte wunderschöne Kleidchen und Schleier tragen sie, dazu lauter goldenes Lockenhaar. So etwas hatte sich der Michl gar nicht träumen trauen, so was Liebes! Da spricht das eine Elfchen den Michl schon an und sagt mit seiner zarten, klingenden Stimme: „Wir kennen dich schon lange, Michl. Nun sollst du auch Freude in deinem traurigen Leben haben. Wir kommen jede Nacht und spielen mit dir, wenn du willst. Und für den Tag lassen wir dir eine Rute da, ja, eine Rute, aber eine Wünschelrute. Du brauchst sie nur nehmen und in den Wind halten und was wünschen, ganz gleich was, alles kannst du dann haben!“ Der Michl konnte nichts sagen vor Staunen. Da tanzten

die drei Elfchen noch ein wenig herum und sangen ein paar kleine Liedchen, und schwups, waren sie verschwunden. Der Michl getraute sich kaum noch zu schnaufen und schlief ganz ängstlich ein. Aber am Morgen, als er aufwachte, da lag wirklich auf seiner Decke eine kleine Rute. Sie sah ganz gewöhnlich aus, so wie vom großen Haselnußstrauch gleich hinterm Dorf. Groß war sie auch nicht, und Michl konnte sie gar leicht überall mitnehmen. Also nahm er mit Herzklopfen die Rute, machte das Fenster auf und wünschte sich ein recht gutes Frühstück und neue Kleider. O Wunder, o Schreck, wie hergezaubert lag alles da! Feine Kuchen und herrliche Leckerbissen und ein ganz neues Gewand. Der Michl kam aus dem Staunen gar nicht heraus und ging ganz träumend in die Schule. Natürlich staunten die anderen Kinder nicht wenig über den Michl mit seinen nagelneuen Kleidern; der sagte aber kein Sterbenswörtchen von seinem Geheimnis. Nach einiger Zeit waren auch die Kinder ein wenig netter und lieber mit dem Michl. Nur der Bert blieb der alte. Mit einem Haß schaute er den Michl an, noch ärger als früher. Aber dem Michl konnte so ein Haß gar nichts mehr anhaben; er hatte ja seine Wünschelrute. Auch die Elflein kamen immer noch und spielten mit ihm. Dem Bert aber ließ es keine Ruhe mehr, er mußte hinter Michls Geheimnis kommen. Da schlich er eines Morgens an Michls kleines Kammerfensterlein und spähte hinein. Michl hüpfte froh von seinem Lager, nahm seine Rute und schon war ein gutes Frühstück, Kaffee, Kuchen, Törtchen usw. da. Dem Bert blieb vor Staunen fast sein böser Mund offen, und beinahe hätte er das Fortgehen vergessen. Dann aber sauste, rannte er zum Haselnußstrauch und holte sich hastig eine Rute. Da stellte er sich hin, hielt die Rute so wie der Michl und wünschte sich einen Berg von Sachen. Aber schrecklich, schrecklich! Dem Bert zwickte und zwackte es da und dort, und das wurde immer schlimmer und schlimmer! Er rannte heim und schrie, was er nur konnte. Niemand konnte ihm helfen. Er selber konnte nicht sprechen. Ja, das war die Strafe! —

Der Michl hörte von dem Elend des bösen Bert, nahm seine Rute und wünschte dem Bert seine Gesundheit wieder. Von Stund an war er auch wieder gesund.

Der Michl aber durfte seine Rute sein Leben lang behalten, weil er dem Bert seine Lieblosigkeiten mit Gutem vergolten hatte. Er wurde steinreich, heiratete später ein fleißiges Mädchen und hatte drei liebe Kinder, geradeso schön wie die Elfchen.

Maria Baier.

Der Zauberer Lulo und seine Gesellen

Da lebte ganz tief im Wald ein Zauberer. Viel hatten die Leute schon über diesen Gesellen erzählt. Der sollte groß und wuchtig sein, Augen wie glühende Kugeln, Zähne ganz groß und häßlich und ein ganz wildes, verstruppeltes Haar haben. Und brüllen konnte der Zauberer Lulo, daß die Bäume wackelten. Ja, wenn er schlief und schnarchte, da meinte man, ein schweres Gewitter zöge am Himmel herauf, grad so rollte und brauste es. Unheimlich war der finstere Bursche. Und denkt, was der alles tat! Ja, nehmt euch in acht, und wenn ihr mir folgt, dann lügt nie in eurem Leben! Der Hexenmeister Lulo holte in der Nacht jedes Kind, das am Tage vorher eine Lüge gesagt hatte. Viele, viele Kinder waren schon verschwunden, alle hatte Lulo und seine Gesellen geholt. Die Eltern weinten wohl sehr um ihre Lieblinge, aber ändern und abwenden konnten sie das Schreckliche nicht. Die Kinder konnten ihren Eltern solch ein Leid schon ersparen, wenn sie eben niemals eine Lüge sagten. Und diesen Lügenkindern, denen ging es schlecht. Sie mußten in Lulos Höhle arbeiten, mußten Steine zu klarem Sand klopfen, und wehe, wenn der Sand nicht klar war, dann gab's tagelang nur saure Waldbeeren zu essen. Austeißen konnte keines der Gestraften, denn sie wurden von großen Hunden bewacht. Bei jedem Schritt zum Ausgang der Höhle hätte so ein Untier das arme Opfer zerrissen. Und leben wollten sie doch alle noch, die Kleinen. Tief und bitter tat ihnen jede Lüge leid, die sie gesagt haben. Aber da half nun gar nichts mehr, sie mußten all die Qualen erdulden, und wer besonders schwer gelogen hatte, der mußte diesen häßlichen Lulo jeden Morgen waschen, mußte ihm das verwilderte Haar ein wenig richten und ihm seine Morgensuppe eingeben. Weil das nicht fürchterlich war! Bettchen hatte keines der Lügenkinder. Auf einem Häufchen Stroh schliefen sie und hatten Steine als Kissen. Und kalt und finster, überhaupt unheimlich war es in der Höhle!

So wußten die Leute von dem Zauberer Lulo. Auch Bärbl hörte von ihm. Wer die Bärbl ist, wollt ihr wissen? Sie war das einzige Kind reicher, sehr reicher Leute. Der Bärbl wurde jeder Wunsch erfüllt. Sie brauchte nur ein wenig trotzen, dann rannte

schon alles, damit ja der böse Eigensinn beruhigt wurde. Gelt, so dürft ihr nicht sein, wie die Bärbl, das ist nämlich häßlich und sehr garstig! Das wußte Bärbl sehr genau, daß ihr immer nachgegeben wurde, darum wurde sie noch eigensinniger und böser. Sie hatte auch schon vom Zauberer Lulo gehört und lachte nur recht frech über das Gerede. Wär noch schöner, denkt sie sich, wegen einer kleinen Lüge solche Strafe, und nahm sich vor, nun fest drauflos zu lügen. Das ging sehr leicht. Bald wurde sie dies und jenes gefragt, und die Bärbl sagte absichtlich anders. Also log sie. Mit Gewalt wollte sie den Zorn des Lulo heraufbeschwören. Der sah wohl noch dem losen Treiben ein Weilchen zu, denn Bärbl log schon einige Tage ganz fürchterlich, und noch immer erwachte sie am Morgen daheim in ihrem Bettchen. Aber dann wurde es plötzlich anders. Bärbl hatte etwas ganz Schweres getan. Eine alte, kranke Frau fragte Bärbl nach dem Weg. Natürlich zeigte sie einen verkehrten, der ganz außen um den Ort herumführte. Sie begleitete die Frau sogar bis vors Tor. Da plötzlich wurde die Frau riesengroß und war ganz schrecklich anzusehen. Bärbl wußte sofort, daß ist Lulo, der Hexenmeister. Sie wollte bitten und weinen und artig sein, sie wollte nie mehr lügen. Aber Lulo, der Gewaltige, hatte sie schon in die Luft gehoben und eilte mit Riesenschritten seinem Bereich, dem Walde, zu. Ganz schwindelig wurde der Bärbl, so groß war die Angst und dieses Erleben! Da waren sie schon in der Höhle. Mit einem Ruck warf er die Bärbl auf den Boden und spuckte kräftig aus. Dann bekam sie einen ganzen Berg Steine zu klopfen, die sollten bis zum Abend fertig sein.

Lulo ging wieder fort. Im Halbdunkel der Höhle erkannte sie all die Kinder von daheim und freute sich, nicht ganz verlassen zu sein. Am Abend sagte Lulo zu den Lügenkindern: „Wenn eines von euch bis morgen aus Steinen Gold klopft, dann sollt ihr alle frei sein." Noch schwerer wurden die Herzen der Verlassenen. Wer konnte das fertigbringen? Niemand. Aber von der Hoffnung beseelt, klopften sie halt fest weiter. Ein Mädchen war dabei, das hieß Elschen. Nur wegen einer einzigen Notlüge mußte sie jetzt leiden. Immer war sie ein braves, gutes Kind gewesen. Sie klopfte mit ihrer ganzen Kraft die Steine, aber kein Körnchen Gold sprang ab. Es mochte ungefähr um Mitternacht gewesen sein, da hüpfte unter dem Steinhaufen ein altes Zwerglein heraus, und nahm leise Elschens Hammer und klopfte. Gold, lauter Gold wurden die Steine! Die ganze Schar hörte nun zu hämmern auf und staunte das Wunder an. Der Zwerg klopfte alle Steine zu Gold und summte dabei ganz fremde Weisen. Wie er nun fertig war, da sprach er zu den Kindern: „Nun habt ihr Gold, und morgen schon, da könnt ihr frei sein, aber eines von euch muß mich mitnehmen und liebhaben wie ein Brüderlein, wenn ich auch häßlich bin; denn sonst muß ich all das Gold wieder zu Stein machen."

Elschen war arm daheim, trotzdem versprach sie, den Zwerg mitzunehmen. Heimlich führte er die Kinder aus der Höhle und dem Wald und heim zu ihren Lieben. Die staunten nicht wenig, als am Morgen ihre Lieblinge wieder in ihren Bettchen schliefen. Die Kinder aber sagten nie mehr eine Lüge! —

Elschen nahm den Zwerg mit heim und hatte ihn lieb wie ein Brüderchen. Die Zeit verging, und als Elschen schon groß und ein hübsches Mädchen war, da geschah das zweite Wunder. Das Zwerglein ward ein schöner Jüngling, ja sogar ein Königssohn, und nahm das Elschen zu seiner Frau. Sie wurden sehr glücklich miteinander und erzählten ihren Kindern oft, wie in ihrem Leben alles kam.

Auch die wilde Bärbl wurde gründlich geheilt und ist ein sehr liebes Mädelchen geworden.

Nur der Zauberer Lulo haust noch in seinem Wald. Ja, er ist voll Zorn, weil ihm alle die Kinder entkommen sind. Und noch härter straft er jetzt die Lügenkinder, und keines entkommt ihm mehr, denn er paßt Tag und Nacht auf.

Nehmt euch in acht und sagt nie eine Lüge, sonst . . . Ihr wißt es nun ja, ich hab's euch gesagt!

Maria Baier.

Der böse Peter und die Hexe

Peter war genau acht Jahre alt, als ihn seine Mutter mit der großen Markttasche zum Krämer schickte. Und weil er grad Geburtstag hatte, da war das böse Peterlein voll Uebermut und lauter Dummheiten. Und selbst die kleine Lisl vom Bäcker, die er noch gar nicht geärgert hatte, mußte sich gefallen lassen, daß er sie ein wenig an ihren blonden Ringelzöpfen zupfte. Die Lise war aber dem Peter deswegen nicht böse, und machte ihm zur Vergeltung eine lange Nase nach. Mit dem Peter war es schon ein großes Kreuz. Er war ein

Hochzeit! Hochzeit!

Erzählung von Arnold Ulitz

Zeichnungen von F. Wölenberg

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1940 by Friedrich Stollberg Verlag, Merseburg a. d. Saale

3. Fortsetzung.

Sie hatte es nicht nötig, Beleidigungen hinzunehmen, und sie war beleidigt worden, denn alles, was die Braut an Schneidersachen brauchte, war in Ratibor, statt bei Wanda von Koschinsky, angefertigt, und da stand sie nun und schmollte. Klaras Rock fand sie nicht von allerbestem Schnitt und Sitz, und als wahrhaft schickgekleidet fiel ihr nur Frau Ruda aus Breslau auf, von der sie freilich nicht ahnte, daß sie mittags manchmal nur Kartoffeln und Weißkäse aß, um Geld für ihre Kleider zu erübrigen und beim Kaffeekränzchen den Ruf der wohlsituierten Witwe zu wahren.

Da stand auch noch eine Frau in knallroter Wollenjacke und mit verschränkten, derben Armen vor der gewaltigen Brust. Es war die Frau des Maurers Jendrissek, der jetzt als Kommunist, und zwar als ganz gefährlicher, das dritte Jahr im Zuchthaus von Wohlau saß, und auch ihre hübsche, feine Tochter Rosa war im Gedränge der Gaffenden. Sie hielt sich von der Mutter fern, und obwohl sie bei Wanda von Koschinsky die Schneiderei erlernte, hatte sie kaum einen Blick für die Kleider der Hochzeitsgäste, sondern wartete nur, bis Swierzina käme, der schönste Mann des Dorfes, der leider schon verheiratet war.

Natürlich fehlte auch der Dorftölpel nicht, der alte Smarkotsch, der nur vier Worte sprach: „Prost Neujahr!" und „Marschall Blücher", und mit diesen vier Worten wirklich immer zu seinem täglichen Brot und seinem täglichen Fusel kam. Da stand er nun und rief sabbernd und unaufhörlich lachend: „Prost Neujahr! Prost Neujahr!" Niemand beachtete ihn.

Die Musikanten schwenkten nach links und stellten sich an der Kirchentür auf, um als letzte ins Gotteshaus zu treten, das sie ja nachher als erste wieder verlassen mußten. Wundervoll zierlich, so daß Studiosus Pokorny vor Liebe buchstäblich bebte, stieg Mariechen Kafka als vorderste der marianischen Jungfrauen die Treppe hinauf. Olga Wanjura raffte das braune Kleid so sehr, daß der junge Woitinek deutlich ihre schönen Beine sah. Das Brautpaar schritt bleich und ernst, und, Gott sei gepriesen, es strauchelte nicht, aber seht doch, Franzek Kosiol, der Brautpater, der immer noch gesenkten Blickes ging, weil ihm die Ungeladenen so leidtaten, stolperte ein wenig. Ein hämisches Lachen kam von den Gaffern, Franzek blickte zornig hinüber, aber als er die Kommunistenfrau erkannte, war er sofort beruhigt, ihr Hohn bedeutete nichts.

Die schwere Eichentür hätte eigentlich der Kirchendiener Kosiol bedienen müssen, doch war es in diesem besonderen Fall natürlich nicht angängig, und so vertraten ihn zwei stämmige Schuljungen aus der ersten Klasse des Lehrers Schablowsky, und der junge Alfons Schablowsky war unter diesen beiden. Da mußte Franzek trotz der ernsten Stunde lächeln, weil sich der Lehrer gar so gut darauf verstand, ein bißchen was nebenbei zu verdienen, denn daß die beiden Türhüter heut eine Mütze voll Geld heimbrachten, war gewiß wie das Amen in der Kirche.

Und nun gab es in der Kirche ein etwas ungehöriges Schuhgeklapper, Rauschen und Rascheln, denn besonders die Frauen liefen um die Wette nach den vordersten Bänken, und nur, wer einen festgemieteten Platz hatte, schritt ruhig und stolz, aber Frau Ruda und Frau Smolka waren durchaus nicht zu vornehm, am Wettrennen teilzunehmen. Zu Franzeks Aerger wurden ein paar Birken umgerissen und liederlich und schief wieder aufgestellt, bis Swierzina kam und im Nu Ordnung und Schönheit schuf, aber ein paar Frauen waren doch bissig aneinandergeraten und unterhielten sich ziemlich laut und schroff.

Da erbrauste die Orgel.

Herr Lehrer Schablowsky spielte meisterhaft, und nach dem Vorspiel kam ein so beseligendes Lied, daß die bösen Münder verstummten und die ersten Tränen aus gerührten Augen rannen. Die Gemeinde durfte stolz auf ihre Sänger sein; es waren die Jungen und Mädels der ersten Klasse, aber für sich allein hätten sie nimmermehr so himmlisch gewirkt, da war nämlich noch der fast angstmachende Baß des Tankstellenwärters Josef Mraczek, der Tenor des Hilfslehrers Swoboda, zu dem der Vorsitzende des Ratiborer Männergesangvereins Arion einmal anerkennend gesagt hatte, er habe wirklich Gold in der Kehle, und vor allem die süße, engelhafte, himmelhohe Stimme der schwermütigen Frau Schablowsky, die laut einer Aeußerung des gleichen Ratiborer Sachverständigen sich in jedem Konzertsaal hätte hören lassen dürfen, und die nur so schüchtern war, weil sie immer wähnte, man könne über ihren Dresdner Sohn Richard etwas Böses vernommen haben.

„Ja, ja", seufzte Franzek voll tiefen Mitleids, „so schöne Gaben Gottes! Der Vater spielt die Orgel, die Mutter singt wie ein Engel, der Sohn ist ein Taugenichts. Oh, wunderbar sind des Herrn Wege! Laß die Kinder glücklich werden, o Herr! Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt..."

Da klingelte die versilberte Schelle am rotsamtenen Klingelzug, den Klara Kosiol und Mariechen Kafka bestickt hatten, und aus der Sakristei trat herrlich schimmernd Hochwürden Globisch. — Aber mitten im Vaterunser erstarrte Franzek — ein grauenhafter, ein ungeheuerlicher Angstgedanke lähmte ihn. „Mein Gott, mein Gott", dachte er, „heut früh stand Kaffee und Kuchen auf Hochwürdens Tisch. Jesus, Jesus, hat Hochwürden etwa selber mitgegessen und mitgetrunken? Jesus, Jesus, wenn er aus Vergeßlichkeit ohne nüchternen Magen die heilige Messe liest! Aber die Bronislawa hat doch scharfe Augen! Oh, ich kann mich gar nicht erinnern, ob zwei oder drei Tassen dastanden! Oh, wenn er aus Vergeßlichkeit eine himmelschreiende Sünde.. Es wäre kein Segen für Klara! Vater unser, der du bist im Himmel..."

Das Hochamt war schön wie an hohen Kirchenfesten, die Musik ergreifend, jedes lateinische Wort aus Hochwürdens Mund so schön geheimnisvoll und so nasal gesungen, der Weihrauch duftete so süß, daß man ganz träumerisch und taumelig werden konnte, nur dar arme Franzek war um all die Feierlichkeit geprellt, er wurde den furchtbaren Gedanken nicht mehr los.

Er sah die beiden Herren Amtsbrüder in der vierten Bank auf der andern Kirchenseite sitzen, aber es war natürlich ausgeschlossen, sich hinzuschleichen und in aller Ehrerbietigkeit zu fragen, ob sie sich vielleicht erinnern könnten, ob Hochwürden Globisch etwa heute morgen . . . Er irrte ängstlich mit erschrockenen Blicken und stellte mancherlei fest, was ihm bei ungetrübter Andacht gewiß entgangen wäre. Er sah Tränen in Studiosus Pokornys Augen und ahnte freilich nicht, daß Alois keineswegs aus Teilnahme an der Familienfeier der Kosiols so gerührt war, sondern weil Mariechen Kafka so holdselig aussah, und weil er selber Geistlicher werden und ohne die Geliebte elendiglich hinsiechen mußte. Zugleich kitzelte Willusch die glühende Paula Pokorny am Knie; zugleich flüsterte Fritz Woitinek der marianischen Jungfrau Olga Wanjura, die in der Bank ganz genau vor ihm saß, ins linke Ohr, er müsse sie unbedingt sprechen, am besten in Kosiols Garten; zugleich raunte Frau Ruda ihrer Freundin zu, sie finde das Kopftuch der Brautmutter einfach zum Totlachen, und fast alle, einschließlich des durch seine Angst so abgelenkten Franz hätten sich ein Vorbild an den beiden Herren Pfarrern und dem sanften Kaplan Ciaja nehmen sollen, bei denen allerdings die Andacht zum Beruf gehörte, aber auch von Frau Bankdirektor oder Bankfilialleiter Barbara Cibulka hätten sie lernen können: sie folgte mit großen, braunen Kinderaugen den heiligen Vorgängen am Altar und betete, kein gedrucktes Gebet, sondern aus tiefgutem Herzen nur immerfort: „Sie sollen einander gut sein, wie Cibulka und ich, und noch ein bißchen glücklicher als wir! Herr, gib ihnen auch Kinderchen!" Da weinte sie.

Die marianischen Jungfrauen und die Braut schritten zur Kommunion, und viele Frauen und Mädchen folgten ihnen und knieten gleichfalls nieder. Dann kniete der Bräutigam, und auch mehrere Männer gingen zum Altar, um das Allerheiligste zu empfangen. Alois Pokorny weinte un-

verhohlen, und Fritz Woitinek lachte über einen solchen Studenten und war sowieso ein halber Atheist, aber Alois weinte, weil er nicht am gleichen Tag wie Mariechen zum Tisch des Herrn schreiten durfte, denn er, der doch als Bäckerssohn wahrlich Kuchen genug im Leben gegessen hatte, war heut früh der Versuchung erlegen und hatte vom Kosiolschen Hochzeitskuchen genascht, der, wie zu allen Gästen, auch zu Pokornys geschickt werden war.

Dem Hochamt folgte die Trauung, es wurde wieder außergewöhnlich geweint und geschluchzt, und das Erstaunlichste war, daß ganz im dämmerigen Hintergrunde, wo sich die Ungeladenen kopfreckend drängten, sogar die Kommunistenfrau Jendrissek Tränen vergoß, obwohl sie von ihrem radikalen Manne wußte, daß die Ehe nichts Heiliges sei, sondern nur ein Zweckverband zweier Menschen verschiedenen Geschlechts.

Mariechen Kafka schwebte tränenüberströmt auf ihre Freundin zu, die nun endgültig Mazuga hieß, löste ihr das blaue, fromme Bändchen vom Hals und legte ihr dafür ein kleines Kreuz aus Gold an goldenem Kettchen um. „Von uns allen!" schluchzte sie und meinte die marianischen Jungfrauen. Klara küßte weinend und wurde weinend geküßt. Die Eltern kamen und umarmten ihr Kind und den Schwiegersohn, Schwager Mazuga kam, Tante Cibulka und die Smolka. Frau Ruda fand es zum Totlachen.

Herr Schablowsky jubelte noch einmal auf der Orgel, die Musikanten verließen leise das Gotteshaus und postierten sich fünfzig Schritte weiter, genau vor die Wirtshaustür Alfred Wanjuras, so daß sich zwischen Kirche und Kneipe der Festzug aufstellen konnte. Alfred guckte gerade aus dem Fenster, und Buchta brauchte nur zu zwinkern, so waren schon elf Schoppen schaumigen Bieres da, das die Musikanten erfrischte und wieder blasgewaltig machte. Sie ließen aus den blechernen Mundstücken der Instrumente den Speichel auf die staubige Straße tropfen und dachten: „Jetzt könnten sie eigentlich kommen!", denn sie hatten Hunger.

Die marianischen Jungfrauen waren die ersten. Smarkotsch rief: „Prost Neujahr!" Buchta hob mit wildem Blick die Trompete, und dann schmetterte der Dessauer Marsch, um das Tempo zu beschleunigen, und alle beeilten sich. Franzek hatte das Glück, Bronislawa Kotulla im Gedränge hinter der Kirchentür zu finden, und stellte erregt seine Frage, ob Hochwürden auch wirklich bei nüchternem Magen oder etwa gar . . . Sie sah ihn nur vernichtend an, und er hätte sie küssen mögen, so von Herzen atmete er auf.

Franzek bedankte sich bei Herrn Schablowsky für Orgelspiel und Gesang und sagte zur verkümmerten Frau Schablowsky: „Also, Frau Lehrer, man hat Sie doch wieder ganz deutlich herausgehört. Jesus, was haben Sie für eine schöne Stimme! Sie geht ja so zu Herzen!" Sie lächelte trübe, aber sie lächelte wenigstens, und er faßte eine Hand des Mannes und eine der Frau und bat herzlich: „Und jetzt kommen Sie beide mit! Sie auch, Frau Lehrer! Natürlich würde ich Ihnen von allem, was es zu essen gibt, sowieso was schicken, aber frischwarm schmecken die Sachen doch besser, und es ist doch auch so lustig." Frau Schablowsky schüttelte jedoch langsam und gleichsam vorsichtig den Kopf und entschuldigte sich mit ihrem alten Leiden. „Immer noch die verdammten Kopfschmerzen, oje, oje,!" klagte Franzek mit ehrlichem Mitgefühl, denn er wußte ja, was ihr in Wahrheit solche Schmerzen machte. „Aber wenigstens der Herr Lehrer wird uns die Ehre geben?" Schablowsky errötete und sagte gedrückt: „Ich will Sie und Ihre liebe Frau natürlich nicht beleidigen, Herr Kosiol, und schließlich war ja die junge Frau Mazuga acht Jahre lang meine Schülerin, eine der besten, darf ich sagen, also werde ich mir gestatten, wenigstens ein Stündchen lang . . ."

„Hahaha, nur ein Stündchen, Herr Lehrer? Na, warten wir ab!" Frau Schablowsky legte ihren Kopf schief, stützte ihre rechte Schläfe und seufzte: „Hören Sie nur den Buchta! Er bläst mir noch das Gehirn entzwei, ich will mich verabschieden, grüßen Sie Ihre Frau, Herr Kosiol, und das junge Paar, und recht, recht viel Vergnügen!" Franzek dienerte sehr artig, dann ging er an der Seite des Lehrers dem Hochzeitszuge nach.

Wahrlich, es bedurfte keines Ordners und keiner Tischkarten bei diesem Hochzeitsmahl, die Gäste fühlten aufs feinste heraus, wohin sie sollten, ob an die Leinwand oder ans Kreppapier. Die marianischen Jungfrauen, das Brautpaar, der Schwager, der Zollassistent Mazuga, der Förster, der Herr Bahnmeister, die stattlichsten Bauern und Bäcker, Frau Smolka und die Dame aus Breslau nahmen selbstverständlich in der größeren und feineren der beiden Stuben Platz. Franzek persönlich geleitete Herrn Schablowsky herein, der neben Frau Smolka zur Rechten und Frau Ruda zur Linken zu sitzen kam, nicht ohne geschickte Taktik der beiden Damen. Hilfslehrer Swoboda mit der schönen Stimme hatte sich wegen seines schwachen Magens entschuldigen lassen.

Die beiden Studenten wählten den Tisch in der Scheune; Alois Pokorny aus echter Bescheidenheit, obwohl er in der Scheune fern von Mariechen war, Fritz Woitinek aber, weil er sich von den dämmerigen Winkeln hier unten bei zunehmender Fröhlichkeit allerlei versprach. In die Scheune kamen auch Bäuerlein Ciaja und der Kaplan, und den Bauerntöchtern und Burschen war es zwar eine hohe Ehre, aber auch etwas Peinliches, daß der sanfte, schöne Geistliche so schlicht unter ihnen saß.

Hochwürden Globisch und seine beiden Amtsbrüder, die natürlich nicht im gar zu irdisch lauten Zuge mitmarschiert waren, trafen als allerletzte ein und fanden schöne Plätze zwischen den hochgeehrten marianischen Jungfrauen, mit denen besonders Pfarrer Biala sogleich sehr lustig plauderte, während Pfarrer Kiok immer von wohlwollendem Ernst, aber leider sehr schweigsam war.

Für Franzek war gedeckt, doch sagte er schon anfangs, er werde nicht gar viel zum Sitzen kommen, er müsse natürlich die ganze Sache ein wenig überwachen, und für die Hausfrau war nicht einmal erst gedeckt; es hätte nicht den geringsten Sinn gehabt, sie gehörte in die Küche. Frau Ruda fand dies mehr als komisch, sie fand es geradezu ungehörig und meinte bei sich, hieran erkenne man wieder einmal den bekannten Bauerngeiz, denn Kosiol hätte sich zweifellos einen Koch oder eine Kochfrau aus Ratibor für diesen einen Tag leisten können.

Was aber jetzt geschah, zeugte freilich nicht von Bauerngeiz: die Müllergesellen, Stanislaus und Willusch voran, schleppten mächtige Waschkessel voll Rindsbrühe herein; es war eine braungoldene, glühende, fettäugige Brühe, und drinnen schwammen Grießklöße, gelb wie junge Gänschen. Wer keinen Grieß mochte, der brauchte nicht enttäuscht zu sein, denn schon erschien Veronika, jetzt wieder sauber und schön, und trug eine riesige Porzellanschüssel voll Nudeln, ja, voll einem wohl halbmeterhohen Berg voll Nudeln, und zum Beispiel Pfarrer Biala, der bei den Oesterreichern das Mehlspeisenessen so gut gelernt hatte, der griff zu den Nudeln und lud so viel in seinen Teller, daß die Brühe randhoch stand. Frau Ruda beobachtete alles und fand die Art des Pfarrers Biala unfein. Sie selber wählte Grieß und höchstens zwei Dutzend Nudeln, hielt den Löffel sehr zierlich, blies ins Heiße und sagte als selbstbewußte Feinschmeckerin: „Sehr gut, wirklich sehr gut, finden Sie nicht auch, Herr Schablowsky?" Der Lehrer behauptete, daß Nudelsuppe seine Lieblingssuppe sei, doch seine Stimme war nicht so froh, wie sie es bei einer solchen Erklärung hätte sein müssen.

Jetzt rollte Johann, der Schnarcher, eine Tonne Bier ins Zimmer, alle Teller klirrten, so erbebte der Fußboden, und Frau Ruda und Frau Smolka kreischten; Schüler aus Herrn Schablowskys Klasse I rudelten herein, verteilten Gläser und spielten von nun an die Kellner, diesmal aber fehlte der Lehrerssohn, es wäre denn doch unter seiner Würde gewesen. „Ich hätte allerdings lieber Selter gehabt", sagte Frau Ruda, „aber nun laß halt stehen, Kleiner!"

Die Musikanten beeilten sich mit der Suppe, um nachher bald wieder ein Stückchen zu spielen, aber trotz vielen Pustens verbrannte sich Buchta die Zunge und fluchte. Herr Pfarrer Biala machte den guten Witz: „Ich dachte, Sie könnten viel besser blasen!" und ein dankbares Gelächter erfolgte, so weit wie der Witz gehört worden war. Seltsamerweise lachte der schweigsame Pfarrer Kiok zwar nicht am lautesten, aber am längsten und mußte immer wieder über das Wortspiel kichern. Frau Ruda fand es an einem Geistlichen völlig unpassend und dachte: „Echte Bauernpfarrer, natürlich!"

(Fortsetzung folgt)

Private Oberschule
für Mädchen
Berlin, Burggrafenstraße 17
Fernsprecher 25 03 50
Im gleichen Hause: Familienschule mit Grundschulklassen 1 bis 4

Erziehung der deutschen Hausfrau und Mutter
in den allbekannten Heimfrauenschulen der Mathilde Zimmer-Stiftung
Prakt. Lebensschulung und allgemeine Grundlage für die eigentlichen Frauenberufe. Als Haushaltungsschulen und Frauenfachschulen staatlich anerkannt. Frauenoberschule; Abitur im Haus. Halbjahreskurse für Abiturientinnen. Bisher über 16 000 Schülerinnen. Nähere Auskunft durch die Leitung: **Berlin-Zehlendorf, Königstraße 19**

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow

In allen Fragen der Erziehung (ausgenommen Berufsberatung) erteilt unsere pädagogische Sprechstunde gegen Rückporto kostenlos Rat und Auskunft

Anzeigenverwaltung: Heinrich Beenken Verlag, Berlin C 2, Wallstraße 17—18, Fernruf 16 02 55 (Sammelnummer). Postscheckkonto: Berlin 953 (Anzeigen-Abteilung). — Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Rudolf Krause, Berlin SW, Alte Jakobstraße 124. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 3.
Druck: Heinrich Beenken, Buch- und Tiefdruckerei, Berlin C 2

Dürfen Rheumatiker Fleisch essen?

Noch vor gar nicht so langer Zeit glaubte man, daß Fleischgenuß eine der hauptsächlichsten Ursachen von Rheuma und Gicht darstelle. Heute wissen wir, daß dies doch nur sehr bedingt richtig ist. Zu reichlicher Fleischgenuß ist sicher ungünstig, aber völliges Fortlassen von Fleisch und anderen eiweißhaltigen Nahrungsmitteln führt nur in seltenen Ausnahmefällen zur Heilung. Der Mehrzahl der Rheumatiker schadet ein mäßiger Fleischgenuß nicht, wenn nur die Hauptnahrung aus reichlich Gemüse, Obst, Salaten und dergleichen besteht. Wichtig ist eine im ganzen knappe und mäßige Kost und das Fortlassen aller Reizmittel.

Nicht zu vernachlässigen ist auch die arzneiliche Behandlung. Seit 25 Jahren ist Togal eines der bekanntesten Rheumamittel. Togal hat sich nicht nur bei allen rheumatischen Beschwerden, Glieder-, Gelenk- und Muskelschmerzen hervorragend bewährt, sondern auch bei Gicht, Neuralgien, Ischias, Grippe und Erkältungskrankheiten. Togal-Tabletten wirken schmerzstillend, fördern die Heilung und stellen Arbeitsfähigkeit und Wohlbefinden bald wieder her. Togal verdient auch Ihr Vertrauen! Sie bekommen Togal zum Preise von M —.90 und M 2.42 in jeder Apotheke.

Kostenlos erhalten Sie das interessante, farbig illustrierte Buch „Der Kampf gegen Rheuma, Nervenschmerzen und Erkältungskrankheiten" vom Togalwerk, München 8-O/2.

Herzleiden?

Beugen Sie bei Herzklopfen, Herzdruck, Atembeschwerden, Herzangst und anderen leichteren Herzkrankheiten mit Toledol-Herzsaft einer Verschlimmerung vor! Schon vielen hat Toledol die gewünschte Besserung u. Stärkung des Herzens gebracht. Warum quälen Sie sich noch damit? Pckg. RM 2.10 in Apoth. Verlangen Sie kostenlose Aufklärungsschrift von Dr. Rentschler & Co., Laupheim 458

GEWICHTSZUNAHME

VOLLERES AUSSEHEN

STÄRKERE ARBEITSLUST

durch die seit Jahren bewährten

ST. MARTIN DRAGEES

Ein Versuch überzeugt. Viele Dankschreiben Packg. 2.50 Kur (3 fach) 6.50 Prospekt gratis
Fa. W. Neumann, BERLIN N 65 407
Pharmaz. Präparate Malplaquet Str. 24

Werde Mitglied der NSV.

„Hicoton" gegen **Bettnässen**

Preis RM. 2.90. Zu haben in all. Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke **München**, Rosenstr. 6

Anzeigenschluß für Nummer 8 ist der 20. März

Bronchitiker und Asthmatiker sind Zeugen

für die auch von Professoren und Aerzten erprobten und anerkannten, bedeutenden Heilwerte des guten Mittels für Erkrankungen der Luftwege (alter quälender Husten, Verschleimung, Kehlkopf-, Luftröhren-, Bronchialkatarrh, Asthma), „Silphoscalin". Schleimlösend, auswurffördernd, entzündungshemmend, erregungsdämpfend und vor allem gewebsfestigend, vermag „Silphoscalin" kranken und empfindlichen Atmungsorganen bei jung und alt wirksame Hilfe zu bringen. Nicht umsonst hat es sich in kurzer Zeit einen so großen Ruf erworben. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoscalin" und die grüne Packung. — 80 Tabl. „Silphoscalin" RM. 2.57 in *allen* Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München, Rosenstr. 6. — *Verlangen Sie von der Firma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos u. unverbindlich die interessante, illustr. Aufklärungsschrift S/* 597

Wir empfehlen die geschmackvoll ausgestattete Volks- und Feldausgabe

Der Hanstein

Roman von Hugo v. Waldeyer-Hartz
19.–22. Tausend

Die alte Burg Hanstein, die Perle des Werratales und des Eichsfeldes, ist der Schauplatz dieses spannenden und geschichtlich begründeten Romanes

400 S. Umfang mit über 40 Künstlerzeichnungen. Preis nur 3,50 RM.

Zu beziehen durch alle Buchhandlg.

Heinrich Beenken Verlag, Berlin C 2

Der Seekrieg in Bildern

Umfang 112 Seiten mit 120 Bildern in Kupfer-Tiefdruck

PREIS RM. 2.—

Marine-Verlag Heinrich Beenken, Berlin C 2

Haltet zum deutschen Buch!

STELLEN-ANGEBOTE

Wir suchen

Anlernmädchen

für konfekt. Modewaren. Gründliche Ausbildung im Nähen und Zuschneiden und allen dazugehörigen Arbeiten.

Angenehme, saubere Arbeit in modernen, hellen und luftigen Werkstatträumen.

Ferner

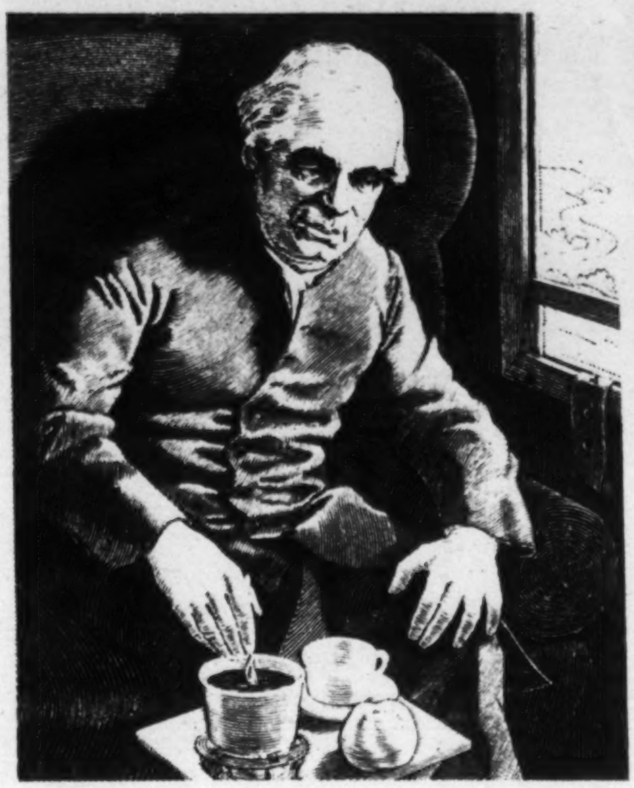
weibl. kaufm. Lehrlinge

für Verkauf und Lager.

SCHMALFUSS & MARGGRAFF

C 2, Kaiser-Wilhelmstraße 52

Nähe Rathaus und Bahnhof Börse

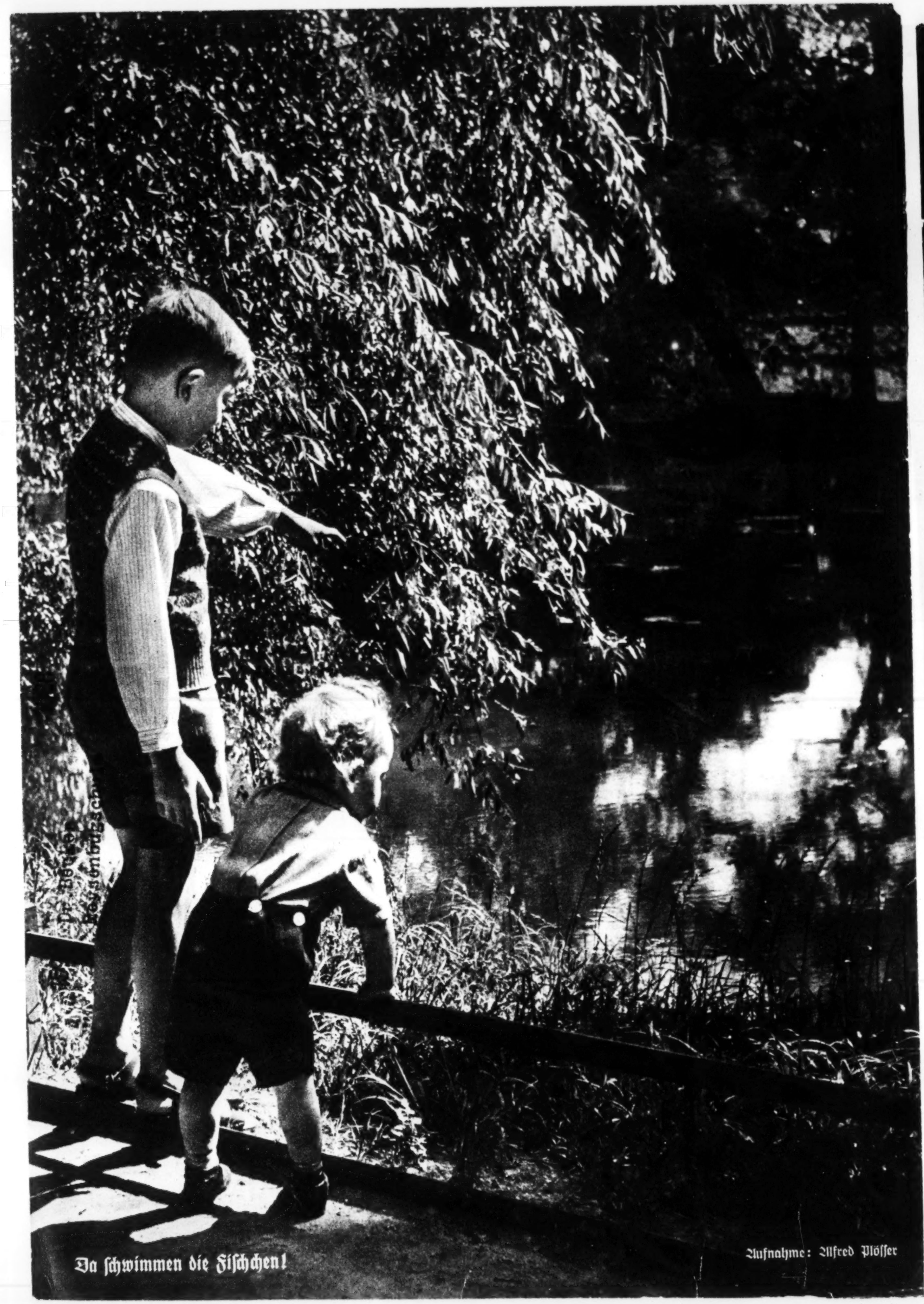


„Das erste und wichtigste ist ein gesundes und kräftiges Frühstück!"

Sebastian Kneipp war ein Schwabe. Seiner Heimat in tiefster Seele treu. Dabei erfüllt von dem Drang, in die weite Welt zu gehen. Um da zu schaffen; von morgens bis abends. Ja, auch abends in seinen Vorträgen mußte er den Menschen noch sagen, lebt vernünftig! Eßt und trinkt, was gesund ist! Dann habt Ihr mehr vom Leben! Denn besser leben heißt: das Leben in Gesundheit erleben.

Nachts ging es weiter, nach Berlin oder Wien, Budapest, Paris oder Rom, zu neuer Arbeit. Die am Morgen damit begann, daß sich Kneipp sein Frühstück machte. Nach seiner Art. Zwei Tassen Malzkaffee – auf dem eigens mitgeführten Spirituskocher gekocht – ein tüchtiges Stück Brot, von dem aus vollem Schrot und Korn, und einen Apfel.

Damals war das neu – heute leben wir danach. Und trinken aus voller Überzeugung das Getränk, das Kneipp uns noch gegen Ende seines Lebens gab. Zum Abschluß seiner Arbeit für unsere Gesundheit: den **Kathreiner**, den Kneipp-Malzkaffee!



Da schwimmen die Fischchen!

Aufnahme: Alfred Plösser